

EINST UND JETZT

AUSGABE 18 | 2026

Die Zeitschrift zu Archäologie
und Denkmalpflege
im Kanton Zürich



DENKMALPFLEGE

Ein Zuhause für die Kunst

Zwei Winterthurer
Museen im Wandel

UND

Glossar
Tournee
Trouvaille
Standpunkt
Lokaltermin
Lesestoff

ARCHÄOLOGIE

Über Stock und Stein

Erforschung und Bewahrung
historischer Strassen, Wege
und Brücken

Rituelle Schliessung
eines Sodbrunnens
in Oberwinterthur?

Bannzauber im
Bauernhaus

LIEBE LESERINNEN UND LESER



Auch dieses Jahr darf ich Ihnen als Präsident der STARCH – der Stiftung für Archäologie und Kulturgeschichte im Kanton Zürich – ein aussergewöhnliches «Einst und Jetzt» präsentieren. Die aktuelle Ausgabe widmet sich einer grossen Bandbreite kantonaler Themen: Sie reicht von der Baugeschichte der Winterthurer Villa Flora über historische Verkehrswege bis zum römischen Kastell Irgenhausen.

Zu den Zielen der STARCH gehört es, unbekannte archäologische Objekte bekannt zu machen und kulturgeschichtlich wichtige Bauten in ihre gesellschaftlichen Kontexte einzuordnen. Mehr denn je gilt: Nur wer seine regionale Geschichte kennt und schätzt, kann die Gegenwart und die Herausforderungen der Zukunft richtig angehen. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre dieses anregenden Heftes!

STARCH Stiftung für Archäologie und Kulturgeschichte im Kanton Zürich
PROF. DR. DR. FRANK RÜHLI
Präsident des Stiftungsrats

Für einmal in eigener Sache: Dies ist mein letztes Vorwort. Etwas mehr als zwanzig Jahre lang durfte ich die Abteilung Archäologie und Denkmalpflege leiten. Nun ziehe ich mich – nach vielen verpassten Kursen wie «Seminar 60plus» oder «Lebensabend voraus» – neugierig aufs Altenteil zurück.

Was bleibt im Rückblick? Neben vielem anderem die Schreibtätigkeit: Früher realisierte ich Bücher, später waren es immerhin noch Artikel, am Ende schrieb ich bloss noch Vorworte. Und irgendwann wurden mir sogar die Vorworte geschrieben.

Dieses nicht. Ich nutze die Gelegenheit, um ganz herzlich zu danken: der STARCH für die tolle Zusammenarbeit und meinem Team für die grosse Unterstützung über all die Jahre. Das Heft ist in besten Händen. Merci, dass Sie, liebe Leserschaft, auch in Zukunft dabeibleiben.

Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich
DR. BEAT EBERSCHWEILER
Abteilungsleiter

IMPRESSUM

Redaktion: Andreas Schuler
Bildredaktion: Martin Bachmann
Gestaltung: Roland Ryser,
Tina Wernli, Zürich
Druck: Staffel Medien AG, Zürich

Bilder: Martin Bachmann, Archäologie und Denkmalpflege Kanton Zürich (AD) oder gemäss Angabe.
swisstopo: Bundesamt für Landestopografie.

Auflage: 2700 Expl.
August 2026

<https://doi.org/10.20384/zop-8346>

INHALT



4

DENKMALPFLEGE

Ein Zuhause für die Kunst

Zwei Winterthurer Museen im Wandel

26

ARCHÄOLOGIE

Über Stock und Stein

Erforschung und Bewahrung historischer Strassen, Wege und Brücken



- 18 GLOSSAR
Direktanwendung
Waldkantendatum
- 19 TOURNEE
Vom Paradeplatz ins Alterthümer-Magazin
Silber unter den Dielen
- 20 TROUVAILLE
Bannzauber im Bauernhaus
- 24 STANDPUNKT
«Der Blick in die Vergangenheit hat mich schon immer interessiert»
- 40 ARCHÄOLOGIE
Rituelle Schliessung eines Sodbrunnens
in Oberwinterthur?
- 46 LOKALTERMIN
Römische Mauern mit Alpenblick
Wo das Wasserrad noch dreht
- 50 LESESTOFF
Lohnende Lektüre



EIN ZUHAUSE FÜR DIE KUNST

ZWEI WINTERTHURER MUSEEN
IM WANDEL

Die Villa Flora und das Museum am Stadtgarten sind fest in der Kulturgeschichte der Stadt Winterthur verankert. Ihre jüngste Geschichte zeigt, wie eng Architektur und Kunst hier miteinander verwoben sind.

GABY WEBER

LEIDENSCHAFT FÜR DIE KUNST

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Winterthur zu einer bedeutenden Industrie- und Handelsstadt. Damit einher ging die Herausbildung eines Mäzenatentums aus dem Grossbürgertum, was zu einer intensiven Sammeltätigkeit von Kunst führte. Eine zentrale Rolle spielte dabei die 1848 gegründete Künstlergesellschaft (ab 1854 Kunstverein). Der Verein trug zahlreiche Werke zusammen und präsentierte sie in der Kunsthalle im ehemaligen Waaghaus an der Marktgasse in einer permanenten Ausstellung der Öffentlichkeit.

Anfang 1916 gelang es dank der gemeinsamen Bemühungen des Kunstvereins, der Mäzene und des Gemeinderats, am Rand der Altstadt gegenüber dem Stadthaus ein neues Kunstmuseum zu eröffnen (heute Kunst Museum Winterthur | Beim Stadthaus). Das Museums- und Bibliotheksgebäude wurde von den Architekten Robert Rittmeyer (1868–1960) und Walter Furrer (1870–1949) gebaut. Rittmeyer war zu dieser Zeit Präsident des Kunstvereins und setzte sich gemeinsam mit seinen Vorstandskollegen, dem Textilfabrikanten Richard Bühler (1879–1967), dem Unternehmer Georg Reinhart (1877–1955), dem Augenarzt Arthur Hahnloser (1870–1936), dem Industriellen Hans Sulzer (1876–1959), dem Fotografen Hermann Linck (1866–1938) und dem Gymnasiallehrer Paul Fink (1875–1946) für die moderne französische Kunst ein.

S. 4/5: Gemälde der Villa Flora von Henri Charles Manguin (1874–1949) aus dem Jahr 1912.

Kunst Museum Winterthur, Hahnloser/Jaeggli Stiftung. Foto: Reto Pedrini, Zürich

Zu den Persönlichkeiten, die sich für den Kunstverein und den Bau des Kunstmuseums besonders engagierten, gehören Arthur Hahnloser-Bühler und Hedy Hahnloser-Bühler (1873–1952). Das Ehepaar sammelte ab 1905 hauptsächlich Gemälde der französischen Künstlergruppen Nabis und Fauves sowie Werke zeitgenössischer Schweizer Künstler wie Ferdinand Hodler und Giovanni Giacometti. Ihre Sammlungsstücke erwarben sie meist nicht bei Händlern oder Galerien, sondern direkt bei befreundeten Künstlern. Zudem vermittelten sie Objekte an den Kunstverein sowie an Verwandte und Freunde. Als Pioniere unter den Winterthurer Sammlern prägten sie das Interesse für die zeitgenössische Kunst entscheidend mit: Jeden Dienstagnachmittag luden sie Gleichgesinnte zum sogenannten Revolutionskaffee in der Villa Flora ein, bei dem leidenschaftlich über Kunst diskutiert wurde.

Künstler und Sammler auf einem Bild: das Ehepaar Hahnloser-Bühler mit dem Künstler Henri Charles Manguin und seiner Frau Jeanne.

Winterthurer Bibliotheken, Sammlung Winterthur (Sign. 171514)

Der Kaufmann und Kunstmäzen Oskar Reinhart (1885–1965). Aus seiner privaten Kunstsammlung gingen das Museum Reinhart am Stadtgarten sowie die Sammlung Oskar Reinhart am Römerholz hervor.

Winterthurer Bibliotheken, Sammlung Winterthur (Sign. 170691)

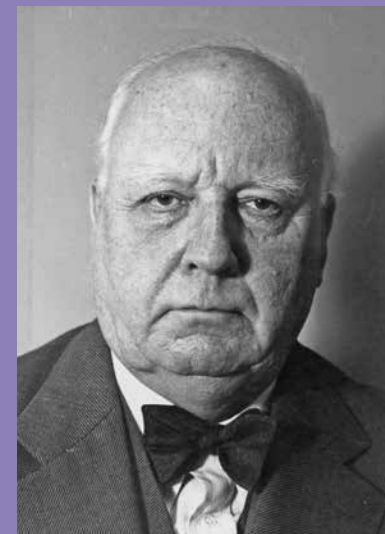
Historische Fotografie des Gebäudes am Rand der Winterthurer Altstadt, in dem 1916 das erste Kunstmuseum eröffnet wurde. Aufnahme aus dem Herbst 1915.

Winterthurer Bibliotheken, Sammlung Winterthur (Sign. 034717)

Drei Museen – eine Institution

Seit 2018 werden die Standorte Kunst Museum Winterthur | Beim Stadthaus (ehemals Kunstmuseum Winterthur), das Kunst Museum Winterthur | Reinhart am Stadtgarten (ehemals Museum Oskar Reinhart) und das Kunst Museum Winterthur | Villa Flora gemeinsam geführt. Im Rahmen der institutionellen Neuausrichtung wurden umfangreiche Renovations- und Umbauarbeiten realisiert, die von der kantonalen Denkmalpflege Zürich begleitet wurden.

Weitere Informationen:
www.kmw.ch





VILLA DES HERRN DR. HAHNLOSER TOSSTALSTRASSE
AUFBAU BIBLIOTHEK - ZIMMER

WINTERTHUR
MASSSTAB 1:50

OSTFASSENDE



VILLA FLORA: WOHNHAUS, ARBEITSSTÄTTE UND MUSEUM

Die Geschichte der Villa Flora beginnt im Jahr 1846, als sich der Zimmermeister Heinrich Heider (1814–1850) südöstlich der Winterthurer Altstadt eine zweigeschossige Villa im spätklassizistischen Stil bauen liess. Nach seinem Tod gelangte die Liegenschaft an den Spinnereibesitzer Hans Heinrich Bühler-Guyer (1804–1866), der im Garten ein Ökonomiegebäude errichtete und den Zürcher Staatsbauinspektor Johann Caspar Wolff (1808–1891) 1865 damit beauftragte, das Wohnhaus um einen niederen Anbau mit Warenhalle und einen zweigeschossigen Hausteil mit Comptoir und Zimmern zu erweitern. Die Dreiteilung des Gebäudes in Haupthaus, Zwischentrakt und Anbau blieb fortan bestehen.

Im Jahr 1897 ging die Villa an Bühlers Enkelin Hedy über, die mit dem Augenarzt Arthur Hahnloser verheiratet war. Das Paar richtete im Anbau eine Augenklinik und ein Atelier ein. Als ausgebildete Kunstgewerblerin und Malerin entwarf Hedy Hahnloser fortan Möbel, Lampen, Textilien und Kinderspielzeug. Sie prägte die kunstgewerbliche Reformbewegung in Winterthur wesentlich mit, deren Ziele schlichte Formen, hochwertige handwerkliche Ausführung und stilistische Einheitlichkeit gemäss dem Ideal des Gesamtkunstwerks waren.



Eine weitere bedeutende Persönlichkeit unter den Winterthurer Privatsammlern ist Oskar Reinhart (1885–1965). Der Nachkomme der Handelsdynastie Volkart begann in den 1920er-Jahren damit, eine herausragende private Kunstsammlung anzulegen. Die Sammlung umfasst Gemälde, Skulpturen und Graphiken von französischen, deutschen, schweizerischen und österreichischen Künstlern vom frühen 15. bis ins ausgehende 19. Jahrhundert. Einen Teil davon übergab er noch zu Lebzeiten der Stadt Winterthur als Stiftung. Im Jahr 1951 wurde das städtische Museum Oskar Reinhart (heute Kunst Museum Winterthur | Reinhart am Stadtgarten) eröffnet, in dem dieser Teil der Sammlung ausgestellt wurde. Im dafür umgebauten ehemaligen Schul- und Bibliotheksgebäude von Leonhard Zeugheer (1812–1866) fanden rund 500 Kunstwerke Platz. Der Stifter legte in den Statuten fest, dass dieser Bestand ungeschmälert erhalten und der Nachwelt überliefert werden müsse. Nach dem Tod Reinharts gelangte der andere Teil der Sammlung an den Bund. Seine Villa Am Römerholz mit Galerietrakt wurde 1970 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Das Engagement des Kunstvereins und die Sammeltätigkeit von Personen wie dem Ehepaar Hahnloser-Bühler und Oskar Reinhart trugen massgeblich dazu bei, dass die Kunst heute in Winterthur einen hohen Stellenwert geniesst. Ebenso wichtig sind die Gebäude, in denen Kunst gezeigt und erlebt wird. Zwei untrennbar mit der Kulturstadt Winterthur verbundene Orte sind die Villa Flora und das ehemalige Gebäude der Stiftung Oskar Reinhart am Stadtgarten. In ihrer Baugeschichte kommt das Anliegen zum Ausdruck, der Kunst ein angemessenes Zuhause zu bieten. Dieses Anliegen prägte auch die jüngsten Renovations- und Baumassnahmen.

Die Villa Flora wurde 1865 um einen niederen Anbau mit Warenhalle und einen zweigeschossigen Hausteil mit Comptoir und Zimmern erweitert. Aufnahme aus dem Jahr 1891.

Winterthurer Bibliotheken, Sammlung Winterthur (Sign. 052535)

Im Hintergrund: Baueingabeplan der Ostfassade mit dem Aufbau des Zwischentrakts von Rittmeyer & Furrer. Der Plan ist auf August 1925 datiert und wurde im September 1925 von der Baupolizei genehmigt. STAW (Baueingabe Nr. 5774b)

Das 1908 eingebaute Gesellschaftszimmer von Robert Rittmeyer und Walter Furrer war zuvor an der Ersten Zürcher Raumkunstausstellung gezeigt worden. Aufnahme aus dem Jahr 1912.

Winterthurer Bibliotheken, Sammlung Winterthur (Sign. Fot. Rittmeyer, 002-002). Foto: Hermann Linck

Hedy Hahnloser entwarf neben Möbeln, Lampen und Textilien auch Kinderspielzeug aus Holz.

Archiv Hahnloser/Jaeggli Stiftung Winterthur

Rund zehn Jahre nach dem Einzug des Ehepaars Hahnloser-Bühler erfolgte im Zwischentrakt der Einbau eines Gesellschaftszimmers durch die Architekten Rittmeyer & Furrer, das an der Ersten Zürcher Raumkunstausstellung gezeigt worden war. Im Jahr 1916 gestaltete Rittmeyer den Garten der Villa Flora um: Er legte Wege, Blumenrabatten und ein Wasserbecken an und stellte die beiden Bronzefiguren Eté und Pomona von Aristide Maillol (1861–1944) auf. Der Zwischentrakt wurde 1927 von Rittmeyer & Furrer um einen Oberlichtsaal für die Präsentation der Gemälde und eine Veranda erhöht.

Ab 1985 bewohnten Robert Steiner-Jäggli (1931–2015) und seine Frau Verena, eine Enkelin von Hedy Hahnloser-Bühler, die Villa Flora. Der Architekt Robert Steiner hatte sich früh auf die Instandstellung baukultureller Zeugen spezialisiert und gehörte zu den Mitbegründern des Winterthurer Heimatschutzes. Das Ehepaar renovierte das Gebäude und machte Teile davon öffentlich zugänglich. Ab 1995 betrieb der Trägerverein Flora das ehemalige Wohnhaus als privates Museum, in dem in wechselnden Ausstellungen Werke der Hahnloser/Jaeggli Stiftung und aus der Sammlung Hahnloser gezeigt wurden.

Im Jahr 2012 wurde die Villa Flora zum Gegenstand eines Wettbewerbs: Um eine langfristige Perspektive für das Anwesen und die Sammlung zu schaffen, schrieb die Stadt Winterthur einen Studienauftrag zur Renovation und Erweiterung des Gebäudes aus. Im darauffolgenden Jahr entschied sich die Jury aus vier eingereichten Beiträgen für das Projekt des Basler Architekturbüros jessenvollenweider. Es sah die Schaffung einer neuen Eingangssituation sowie eine behutsame Überführung des historischen Gebäudes in ein zeitgemässes Museum vor, das die Anforderungen an Barrierefreiheit, Klimabedingungen und Sicherheitstechnik zu erfüllen vermag.

ZUSAMMENSCHLUSS UND NEUANFANG

Obwohl nun ein Projekt zur Weiterentwicklung der Villa Flora vorlag, folgte nach der Ausschreibung eine längere Phase der Unsicherheit, in der die Zukunft des Gebäudes aus finanziellen Gründen ungewiss war. Im Jahr 2018 ging die Liegenschaft schliesslich an den Kanton Zürich über. Dieser schloss mit der Stadt Winterthur einen Baurechtsvertrag ab, der die Nutzung der Villa als Kunstmuseum vorsah und den Schutzzumfang des Gebäudes samt Garten festlegte. Der Regierungsrat bewilligte für die Renovation und den Umbau des Hauses einen Beitrag von fünf Millionen Franken aus dem Lotteriefonds. Als Bedingung verlangte er eine engere Zusammenarbeit der Winterthurer Museen auf administrativer Ebene.

Das städtische Museumskonzept sah deshalb vor, die Villa Flora mit dem Kunstmuseum und dem Museum Oskar Reinhart samt der Sammlung Briner und Kern unter dem neuen Namen «Kunst Museum Winterthur» zu vereinen. Zudem erklärte sich die Hahnloser/Jaeggli Stiftung bereit, ihre Werke dem neuen Museumsverbund als Dauerleihgabe zur Verfügung zu stellen. In diesem Zusammenhang sollte die Villa Flora renoviert und die ehemaligen Wohnräume umgenutzt werden. Der geplante Umbau sah eine Verdoppelung der Ausstellungsfläche sowie Räume für die Museumspädagogik und Büros im Dachgeschoss vor.

Ansicht des ehemaligen Gesellschaftsraums nach der jüngsten Restaurierung in den Jahren 2020 bis 2024. Aufnahme aus dem Jahr 2024.

Foto: Urs Siegenthaler, Thalwil

Der renovierte Ausstellungsraum mit Blick in die benachbarten Räume.

Foto: Urs Siegenthaler, Thalwil

Hintergrund: **Zeichnung von Hedy Hahnloser-Bühler für die Tapeten im nordwestlichen Treppenhaus und im Korridor der Villa Flora.**

Archiv Hahnloser/Jaeggli Stiftung
Winterthur, graphisch bearbeitet



**RESTAURIERUNG, UMNUTZUNG
UND ERWEITERUNG**

Ab 2020 errichtete das Architekturbüro jessenvollenweider einen südwestlichen Erweiterungsbau, der den Eingangsbereich des Museums und ein Café beherbergt. Er ist als feingliedriger, verglaster Pavillon gestaltet und bietet vielfältige Ausblicke in den Garten. Seine hölzerne Konstruktion wurde von einer kleinen Pergola inspiriert, die der französische Künstler Henri Charles Manguin (1874–1949) auf dem Ölgemälde La Villa Flora von 1912 dargestellt hat. Als Ort der Begegnung ist der Erweiterungsbau ein zeitgenössisches Pendant zum historischen Gesellschaftsraum von Rittmeyer & Furrer.

Durch den Erweiterungsbau erfuhr auch die Erschliessung des Museums eine Veränderung: Der Pavillon ist nun über einen Lift mit der bestehenden Treppenanlage verbunden. Zudem führt eine Treppe in das massiv gebaute Untergeschoss, in dem sich die Garderobe und die Toiletten sowie Lagerräume, ein Packraum und ein Depot für Kunstwerke befinden. Eine weitere Treppe führt in einen neu geschaffenen Vorraum im Hochparterre, der den Auftakt zu den Ausstellungsräumen bildet.

Die Architekten entwickelten Raumabfolgen mit Sichtachsen. Parkettböden, Täfer und Stuckdecken wurden restauriert, wobei man die unterschiedlichen Zeitschichten in Absprache mit der kantonalen Denkmalpflege beliess. Die historischen Tapeten und textilen Wandbespannungen wurden teilweise von Fachleuten gereinigt, jene von Albin Müller (1871–1941) in der Bibliothek sowie die von Hedy Hahnloser im nordwestlichen Treppenhaus und im Korridor wurden rekonstruiert. Das sogenannte Gartenzimmer erhielt eine nachtblaue Tapete, die von den textilen Arbeiten Hahnlosers inspiriert ist.

**Seit 1916 zieren zwei anmutige
Bronzefiguren den Garten
der Villa Flora.**

Für das ehemalige Wohnhaus wurde ein Farb- und Oberflächenkonzept erarbeitet, das die gealterten und zum Teil in den 1980er- und 1990er-Jahren veränderten Räume in einen harmonischen Zusammenhang bringt. Im Obergeschoss entstand anstelle der Bäder ein Balkonzimmer, das die Raumabfolge des einstigen Eltern-, Gast- und Kinderzimmers vervollständigte.

Die Renovationsarbeiten umfassten auch Erneuerungen der Haustechnik sowie Massnahmen zur Stabilisierung des Klimas und zur Sicherheit der Kunstwerke. Einzelne historische Fenster im Erdgeschoss konnten ertüchtigt werden. Die Fenster aus den 1980er-Jahren wurden hingegen ersetzt und mit alarmgesicherten Sicherheitsverglasungen versehen. Einige Leuchten von Rittmeyer & Furrer wurden restauriert und mit LED ausgestattet. Die historischen Hängelampen aus der Sammlung Hahnloser sowie abgehängte Leuchten, welche die Decken indirekt beleuchteten, wurden grösstenteils entfernt.

Auch der Garten, einer der frühesten Architekturgärten in Winterthur, wurde umgestaltet. Als historische Elemente waren die beiden Bronzefiguren Eté und Pomona von Aristide Maillol, das quadratische Wasserbecken in einem vier-eckigen Rasenfeld, Rosenbüsche entlang eines Weges und ein Wäldchen aus älteren Bäumen überliefert. Diese Elemente wurden belassen und die Anlage entlang der Fassaden und Parzellengrenzen mit Pflanzen aufgewertet. Als Abgrenzung zum Nebengebäude wurde eine Buchenhecke gepflanzt. Auf der Nordwestseite ordnete man einen mit Natursteinen gepflasterten Vorplatz, einen Weg um den Pavillon und Sträucher an.

Aussenbereich des Cafés in der historischen Gartenanlage der Villa Flora.

Foto: Urs Siegenthaler, Thalwil

Rekonstruierte Tapete von Hedy Hahnloser im nordwestlichen Treppenhaus.

Kunst Museum Winterthur, Archiv Hahnloser/Jaeggli Stiftung Winterthur

Die Villa Flora in der abendlichen Dämmerung. Links im Bild ist die hölzerne Pergola zu sehen, die als Vorbild für den verglasten Pavillon diente.





Wo einst Knaben die Schulbank drückten, wird heute Kunst ausgestellt.



Das ehemalige Schulgebäude von Architekt Leonhard Zeugheer (1812–1866) vor der Umnutzung als Museum.

Postkartensammlung Rüttimann, Fotoarchiv kantonale Denkmalpflege ZH

Eine Stahltreppe aus den 1990er-Jahren verbindet das 2. Obergeschoss mit dem Ausstellungsraum im Dachgeschoss.

Foto: Karl Fülischer, Stammheim

Strassenseitige Treppenskulptur der Künstlerinnen Ayse Erkmen und Heike Hanada.

REINHART AM STADTGARTEN: KÜNSTLERISCHE INTERVENTIONEN AM MUSEUMSBAU

Wie die Villa Flora hat auch das ehemalige Gebäude der Stiftung Reinhart am Stadtgarten eine bewegte Geschichte. Es wurde von 1838 bis 1842 vom renommierten Architekten Leonhard Zeugheer nördlich der Altstadt als klassizistischer Bau errichtet und beherbergte zunächst die Knabenschule, die Gewerbeschule und das Gymnasium sowie die Stadtbibliothek mit den kunst- und naturhistorischen Sammlungen. Nach dem Auszug der Schule ins benachbarte Schulhaus Altstadt 1864, der Verlegung der Bibliothek mit den Sammlungen ins Kunstmuseum 1916 und dem Umzug des Gymnasiums in die Kantonsschule Im Lee 1928 diente das Haus der städtischen Verwaltung.

Von 1947 bis 1950 erfuhr das Gebäude eine tiefgreifende Umnutzung, die mit der Eröffnung des Museums Oskar Reinhart ihren Abschluss fand. Die Architekten Robert Sträuli (1898–1986) und Ernst Rüeger (1898–1978) liessen die Fenster im 2. Obergeschoss zumauern und über den Fenstern im 1. Obergeschoss neue Ziergiebel anbringen. Sie hoben das geneigte Dach an und ersetzten die Ziegeleindeckung durch eine Verglasung. Der mit eingeritzten Quadern versehene Verputz des Erdgeschosses erhielt eine Sandsteinverkleidung und der Fassadenverputz wurde erneuert. Die nördliche Fassade glichen die Architekten der südlichen an. Im Inneren schufen sie anstelle mehrerer kleiner Räume eine ausgedehnte Eingangshalle sowie eine neue Treppenanlage, die zu den Ausstellungsräumen in den beiden Obergeschossen führt.

Nach rund vierzig Jahren erwies sich das Museumsgebäude als renovierungsbedürftig. Der Architekt Johann Frei bekam den Auftrag, in Absprache mit der städtischen Denkmalpflege die Fassaden instand zu setzen und die Fenster zu reparieren. Zwei Brunnenfiguren des Münchner Bildhauers Johannes Leeb (1790–1863) wurden ge-

reinigt und restauriert. Das 1950 errichtete Glasdach, das sich aus klimatischen Gründen als ungeeignet erwiesen hatte, wurde durch ein Ziegeldach mit einem schmalen Firstoberlicht ersetzt, das den konservatorischen Anforderungen genügte. In der Folge erhielten die Säle im 2. Obergeschoss eine neue Beleuchtung. Die Wände der Ausstellungsräume wurden mit einem Stramin-Gewebe überspannt und in zarten Blau-, Grün- und Gelbtönen gestrichen beziehungsweise mit einer Biedermeier-Tapete und einer roten Damast-Stoffbespannung versehen. Die Teppiche ersetzte man durch Eichenparkett mit grossen Feldern und umlaufenden Friesen aus Nussbaumholz. Der Dachraum wurde als Ort für Wechselausstellungen ausgebaut und über eine feingliedrige Treppenanlage aus Stahl mit dem 2. Obergeschoss verbunden.

Im Zusammenhang mit der Vereinigung der drei Museen Villa Flora, Museum Oskar Reinhart und dem Kunstmuseum gegenüber dem Stadthaus zum Kunst Museum Winterthur sollte die Eingangshalle mit einem Shop, einer kleinen Tee-Ecke und Aufenthaltszonen als zentraler Empfangsbereich aufgewertet werden. Zugleich sahen die Verantwortlichen eine Öffnung des rückwärtigen Eingangs vor, um die Besucherinnen und Besucher durch den Stadtgarten zum Museum beim Stadthaus zu führen. Das Amt für Städtebau schrieb dazu einen Studienauftrag aus, den die Künstlerin Ayse Erkmen zusammen mit der Architektin Heike Hanada gewann.

Das realisierte Projekt umfasst den strassenseitigen Zugang über eine Treppenskulptur, eine weiterführende skulpturale Intervention in der Eingangshalle und eine ins Kunst Museum Winterthur | Beim Stadthaus überleitende Treppenanlage auf der Seite des Stadtgartens. Die künstlerischen Elemente von Ayse Erkmen und Heike Hanada verbinden sich mit der Architektur und die von Koenraad Dedobbeleer gestalteten farbigen Leuchten thematisieren das Licht als Grundlage der Wahrnehmung von Kunst.



Der Neonschriftzug **A WORK WITHOUT EMOTION IS NOT A WORK OF ART** von Bethan Huws an der Rückseite des Museums Reinhard am Stadtgarten ...

Foto: Urs Siegenthaler, Thalwil



... und der dazugehörige Neonschriftzug **ARE YOU SURE?** an der Fassade des Kunstmuseums beim Stadthaus.



Der Eingangsbereich des Museums Reinhard am Stadtgarten erfuhr durch die künstlerische Intervention von Ayse Erkmen und Heike Hanada sowie die Lampen von Koenraad Dedobbeleer eine Aufwertung.

Foto: Urs Siegenthaler, Thalwil

Die baulichen Massnahmen beinhalteten auch die Verlegung von Nebenräumen und den Einbau von Brandschutzeinrichtungen. Die strassenseitige Vorhalle erhielt eine Verglasung, um das Innere gegen das Eindringen von Kälte zu schützen. Der rückwärtige Eingang wurde mittels Glastüren zum Park hin optisch geöffnet, eine Rampe ermöglicht den hindernisfreien Zugang ins Museum. An der Rückseite des Gebäudes brachte die Künstlerin Bethan Huws die Neonschrift **A WORK WITHOUT EMOTION IS NOT A WORK OF ART** und an der Fassade des Museums beim Stadthaus die Neonschrift **ARE YOU SURE?** an, wodurch die beiden Gebäude visuell miteinander verbunden sind.

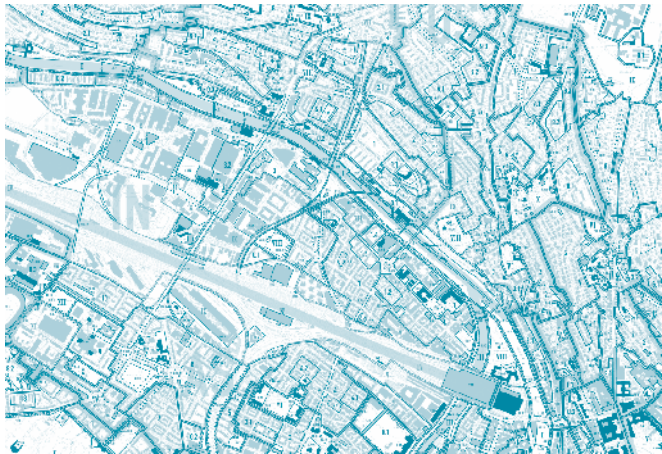
SYNERGIEN NUTZEN UND KULTURGÜTER PFLEGEN

Das aus drei Museen hervorgegangene Kunst Museum Winterthur zählt zu den bedeutendsten Museen der Schweiz. Der Zusammenschluss der ursprünglich miteinander verflochtenen und später

voneinander unabhängigen Institutionen ermöglicht die angestrebten betrieblichen Synergien. Er konnte dank des grossen Engagements von Museumsdirektor Koni Bitterli, der ehemaligen Leiterin des Bereichs Kultur, Nicole Kurmann, und des abtretenden Stadtpräsidenten Michael Künzle umgesetzt werden.

Da es sich bei den vorgestellten Museumsgebäuden um wichtige Schutzobjekte handelt, erfolgte ihre Renovation mit Begleitung der kantonalen Denkmalpflege. Die Villa Flora konnte als Gesamtkunstwerk behutsam in ein zeitgemässes Museum überführt und um einen Pavillon ergänzt werden, der sich in moderner Formensprache vom historischen Bau abhebt. Das bereits um 1950 als Museum umgenutzte und später wiederholt baulich veränderte klassizistische Gebäude von Leonhard Zeugheer erfuhr dagegen grössere Eingriffe. Es bleibt abzuwarten, ob die skulpturalen Treppenanlagen und die künstlerisch aufgewertete Eingangshalle wie erhofft mehr Besucherinnen und Besucher anziehen vermögen.

GLOSSAR



Direktanwendung

Wenn bei einem Bauvorhaben neben dem Schutz eines nationalen Ortsbildes noch eine weitere Bundesaufgabe betroffen ist, spricht man von der «ISOS-Direktanwendung».

BEAT EBERSCHWEILER

Das «Bundesinventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz von nationaler Bedeutung» (ISOS) dient der behutsamen Weiterentwicklung erhaltenswerter Siedlungsgebiete und ihrer Freiräume. Kantone und Gemeinden müssen das Inventar zwar berücksichtigen, können im Rahmen einer Interessenabwägung aber davon abweichen. Betrifft ein Bauprojekt eine Bundesaufgabe (z.B. Gewässerschutz), ist das ISOS direkt anzuwenden: Es gilt sicherzustellen, dass eine «erhebliche Beeinträchtigung» des Ortsbildes ausgeschlossen werden kann.

Bauwillige sprachen von unsinnigen Verfahren, die den notwendigen Umbau der Städte verhinderten. Der Bundesrat hat reagiert und konkretisierte, dass für eine Direktanwendung eine unmittelbare Auswirkung auf das Ortsbild vorliegen müsse. Diese Präzisierung dürfte die Blockaden weitgehend lösen.

Auf eigens dafür angefertigten Karten sind Gebiete und Zonen mit unterschiedlichen Qualitäten und Erhaltungszielen gemäss ISOS verzeichnet. Hier: Kartenausschnitt der Stadt Zürich.
<https://geo.zh.ch/maps>, Layer: Ortsbilder nach ISOS, eingefärbt



Waldkantendatum

Mithilfe der Dendrochronologie lassen sich Holzproben aus archäologischen und denkmalpflegerischen Kontexten – beispielsweise eine Römerbrücke oder ein klösterlicher Dachstuhl – jahrgenau datieren. Eine wichtige Rolle spielt dabei das Waldkantendatum.

BEAT EBERSCHWEILER

Bäume bilden Jahrringe – mal breiter, mal schmaler, je nach klimatischen Bedingungen. Über die Jahrzehnte entsteht daraus eine charakteristische Abfolge von unterschiedlich breiten Ringen, ein unverwechselbarer «Fingerabdruck» ihrer Zeit. Diese Jahrringmuster lassen sich mit weit in die Vergangenheit zurückreichenden Standardkurven vergleichen und, wenn charakteristisch genug, in diesen Zeitstrahl einpassen (synchronisieren).

Fehlt der letzte Jahrring unter der Rinde, kann das Fälldatum des Holzes nur ungefähr angegeben werden. Ist er vorhanden, spricht man von der Waldkante, respektive einem präzisen Waldkantendatum. Da Bauhölzer nach dem Fällen in der Regel unverzüglich verbaut wurden, entspricht das Fälldatum meist dem Baujahr. Diese wichtige Information bedingt grösste Vorsicht bei der Probenentnahme – die äusserste Schicht darf nicht verletzt werden.

Eichenprobe mit Baumzentrum (linker Bildrand), unterschiedlich breiten Kernholzringen (schwarz) und den letzten, hellen Jahrringen vor der Rinde (Splintholz).

Foto: Amt für Städtebau, Kompetenzzentrum Unterwasserarchäologie und Dendrochronologie

TOURNEE

Vom Paradeplatz ins Alterthümer-Magazin

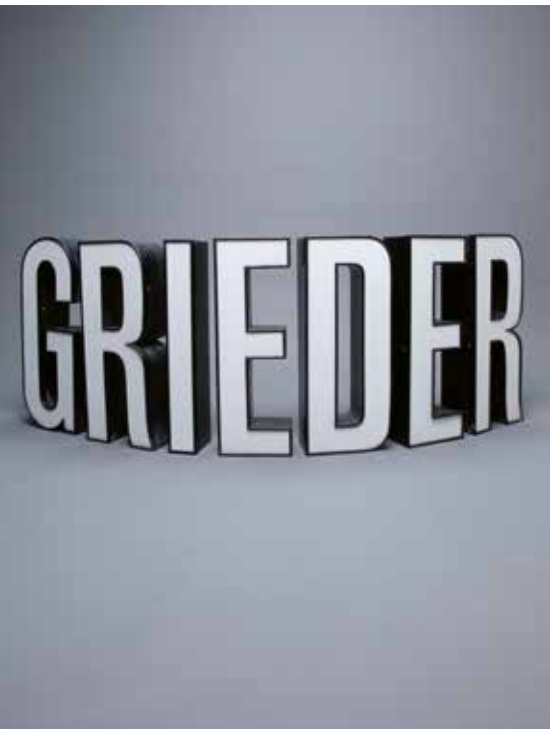
Der Schriftzug GRIEDER ist eines von zahlreichen Objekten im Bauteillager der kantonalen Denkmalpflege. Als eigenständiges Element konzipiert, ist er ein Beispiel für neue Formen stadträumlicher Sichtbarkeit.

TIMOTHY FAUTH

Das Geschäftshaus Peterhof am Paradeplatz wurde 1912 bis 1913 nach Plänen der Brüder Otto und Werner Pfister für das Modehaus Grieder errichtet. Zuvor stand hier die Villa Windegg, eine grossbürgerliche Wohnvilla des 19. Jahrhunderts, die 1911 abgetragen und an der Bellerivestrasse wieder aufgebaut wurde. Der Neubau markiert den Übergang der Bahnhofstrasse von einer Wohn- zu einer Handelsadresse. Die Architektur umfasst eine Muschelkalkfassade und eine tief gegründete Pfahlkonstruktion im ehemaligen Fröschengraben.

Der Schriftzug GRIEDER stammt aus der Zeit um 1995. Anders als der ältere Schriftzug war er nicht in die Architektur integriert, sondern als eigenständiges Werbezeichen konzipiert. Heute von der Fassade gelöst und im Bauteillager der Denkmalpflege aufbewahrt, zeigt er, dass die Denkmalpflege auch vergängliche Zeichen wirtschaftlicher Praxis bewahrt. Ab September 2026 ist er in der Ausstellung «Logo! Signaletik in Zürich» im Alterthümer-Magazin zu sehen.

Informationen zur Ausstellung: www.zh.ch/alterthuemer-magazin



Silber unter den Dielen

Bei den Ausgrabungen des römischen Gutshofs in Neftenbach im Jahr 1986 kamen zahlreiche Objekte zum Vorschein, die vom Alltag seiner Bewohnerinnen und Bewohner zeugen. Besonders bemerkenswert ist eine Bronzekanne, die einen Klumpen stark korrodierter Münzen enthielt.

CÉLINE GRIESEN

Die Kanne wurde in der südwestlichen Ecke eines Gebäudes nahe dem Haupttor entdeckt, aufrecht in einer mit Ziegeln ausgekleideten Grube deponiert, mit Heu bedeckt und durch Holzbodenbretter geschützt. Der Fund umfasst 1243 Silbermünzen, Antoniniane und Denare, die in den Jahren 193 bis 265 n. Chr. geprägt wurden. Münzhorte dieser Art sind keine Seltenheit und bieten Einblicke in den Umgang der römischen Bevölkerung mit Geld. Die Mischung unterschiedlicher Münzprägungen wirft die Frage nach der Funktion des Horts auf: Handelte es sich möglicherweise um eine Art Sparbüchse? Aktuell zeigt das Münzkabinett Winterthur die Kanne, ihren Inhalt sowie weitere Fundstücke in der Ausstellung «Underground Money – Fundmünzen aus Zürcher Boden», die sich mit solchen Fragestellungen befasst.

Finderglück: Ein Ausgräber der Kantonsarchäologie Zürich hält die Bronzekanne mit dem wertvollen Inhalt in den Händen.

Foto: Kantonsarchäologie Zürich



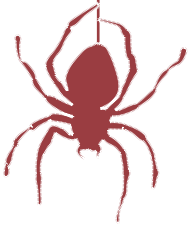
An den Bohlenwänden des Bauernhauses fanden sich zahlreiche Bohrlöcher, die mit Holzzapfen und Stoffresten gestopft sind. Die Frage nach ihrer Funktion bleibt rätselhaft.
Foto: Florian Fülischer AD

Verschiedene Befunde in diesem stattlichen Bauernhaus aus dem 17. Jahrhundert weisen auf alte Bannzauberpraktiken hin.

TROUVAILLE

BANNZAUBER IM BAUERNHAUS

Barocke Malereien, merkwürdige Bohrlöcher und «Drachensäuler»: Bei der Baudokumentation eines Bauernhauses aus dem 17. Jahrhundert sind bemerkenswerte Befunde zutage getreten. Weisen einige davon auf alte Bannzauberpraktiken hin?



LEONIE ROHNER

In Oetwil am See im Zürcher Oberland steht seit 1680 ein imposantes Bauernhaus, das über mehrere Jahrhunderte von der alteingesessenen Oetwiler Familie Walder bewohnt wurde. Dass diese zur ländlichen Oberschicht gehörte, ist nicht nur an der Grösse des Hauses zu erahnen, sondern auch an den Malereien unter den jüngeren Verkleidungen an Wänden und Decken. Neben den Blumen-, Ranken- und Rocaille-mustern fallen vor allem die Imitations-malereien in den oberen Kammern auf. Sie zeigen, wie Handwerker damals mit roter, schwarzer oder grauer Farbe kostspielige Materialien (z. B. Marmor) imitierten oder Bohlenwände wie ein Sichtfachwerk aus-sehen liessen. Auch eine kleine Malerei zweier menschlicher Figuren neben einer Kammertür zeugt von handwerklicher Kreativität.

In den reich bemalten Kammern sorgte ein weiterer Fund für Erstaunen: zahlreiche Bohrlöcher in den Bohlenwänden, die mit Holzzapfen und/oder Stoffresten gestopft sind. Sie sind unregelmässig und schein-bar wahllos verteilt. Da die Datierung der Bohlen ins Baujahr des Hauses passt, ist davon auszugehen, dass die Löcher nicht von einer früheren Verwendung des Holzes stammen, sondern absichtlich dort gebohrt wurden. Doch zu welchem Zweck?

Es könnte sich um sogenannte «Verpflockungen» handeln: um Bohrlöcher, die mit einem Holzzapfen verschlossen (verpflockt) wurden. An Stuben- und Kammerwänden oder Türrahmen angebracht, sollten sie die Bewohnerinnen und Bewohner vor Geis-tern, Krankheiten und anderem Unheil beschützen. Oft wurden Gegenstände wie Stoffreste, beschriebene Papiere, Haare oder Pflanzenreste in solche Löcher einge-schlossen, um ein Übel darin zu bannen.

Die Verpflockungen gehören zu einer Fülle von Praktiken der Volksfrömmig-keit, die in der Schweiz verbreitet waren. Das berühmteste (literarische) Beispiel einer Verpflockung findet sich in Jeremias Gotthelfs «Die schwarze Spinne»: Am Ende der Geschichte legt die junge Mutter die Unheil und Tod bringende Spinne in ein Loch in einem Pfosten und verschliesst es mit einem Holzzapfen. Auch in Sagen, Wörterbüchern und Rechtsquellen wird von ähnlichen Praktiken berichtet. Bau-archäologische Spuren solcher Praktiken aus dem Mittelalter und der Frühen Neu-zeit sind dennoch schwer zu deuten, da die schriftliche Quellenlage dünn ist.



Im vorliegenden Fall wies nach genauerem Hinsehen einiges darauf hin, dass es sich grösstenteils nicht um Verpflöckungen im engeren Sinn handelt. Denn viele der Löcher gingen durch die gesamte Bohle hindurch, was das «Einsperren» von Gegenständen unmöglich macht. Andere ähneln hingegen stark den vor allem für die Innerschweiz dokumentierten Funden.

Bei einigen Bohrlöchern wurde ein Stück eines Hanfstricks oder eines Stoffrests eingeklemmt, das einige Zentimeter hervorsteht, was als sogenannter «Teufelschwanz» gedeutet werden könnte. Eingeklemmte Hanfstricke oder auch Haare galten als Symbol dafür, dass der Teufel im Loch «eingesperrt» ist.

Es ist auch denkbar, dass die Bohrlöcher und Holzkeile ursprünglich eine praktische Funktion hatten, etwa als Vorrichtung für das Anbringen von Möbeln oder Bildern. Die Menge, die unregelmässige Anordnung und die Position der Löcher lassen dies jedoch eher unwahrscheinlich erscheinen. Abschliessend klären lässt sich die Bedeutung dieses merkwürdigen Phänomens in diesem Fall nicht.

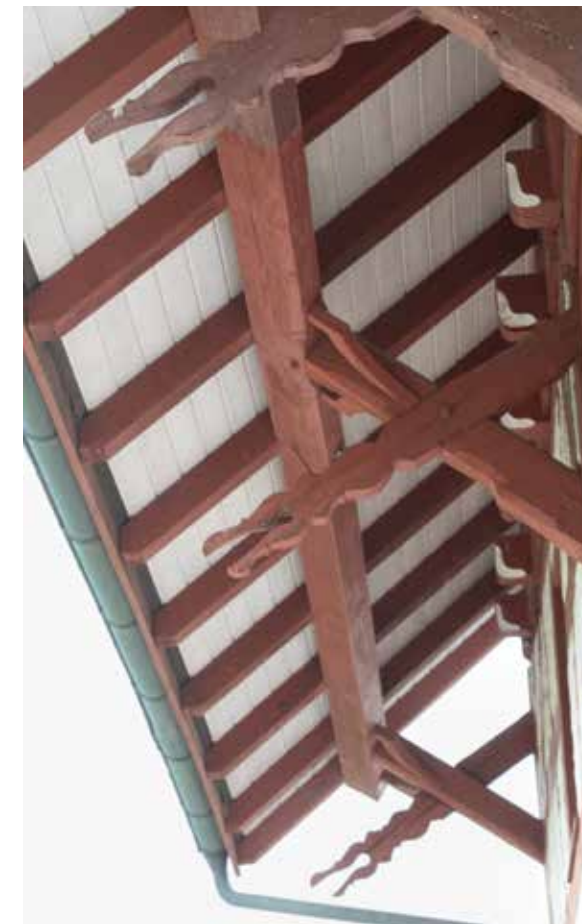
In den Kammern und im Flur finden sich reiche Decken- und Wandmalereien, wie sie in Bauernhäusern der ländlichen Oberschicht häufig anzutreffen sind.

Grisaille-Malerei mit Rankenmuster, die wohl in der späten Barockzeit (um 1770) entstanden ist.

Die textilen Einlagen in den Bohrlöchern bestehen aus unterschiedlichen Materialien. Neben Stoffresten aus Leinen, wie hier gezeigt, fanden sich auch Einlagen aus Hanf oder Baumwolle.

Am Türrahmen angebrachte Malerei: Sollten die Figuren die Menschen in den Schlafkammern vor bösen Mächten schützen?

Fotos: Florian Fülischer AD



Die Abwehr von Unheil im Kontext des Wohnens konnte auch andere Formen annehmen: von Inschriften, Einritzungen und figürlichen Malereien bis hin zu Schlangen- und Drachenmotiven oder an Stalltüren genagelten Tierhörnern. Möglicherweise erfüllte auch die Darstellung der beiden Figuren am Türrahmen eine solche Schutzfunktion.

Ein im Zürcher Oberland verbreitetes Abwehrmotiv fand sich schliesslich an der Fassade des Hauses: mehrere zu sogenannten «Drachmälern» geschnitzte Zugbänder unter dem Vordach. Solchen eigentlich als Stütze angebrachten Hölzern mit Abschlüssen in Form von Tierköpfen oder anderen «magischen» Symbolen wird ebenfalls die Aufgabe zugeschrieben, bösen Mächten den Zutritt zu den dahinter befindlichen Kammern zu verwehren, in denen die Menschen schlafend und schutzlos liegen.

Zu Tierköpfen geschnitzte Zugbänder als Abwehr von Unheil: An der Fassade des Hauses fanden sich sogenannte «Drachmälern».

STANDPUNKT

«DER BLICK IN DIE VERGANGENHEIT HAT MICH SCHON IMMER INTERESSIERT»

14 Jahre lang prägte Michael Künzle als Stadtpräsident die Politik in Winterthur. Zum Abschied spricht er über schwierige Entscheidungen und bleibende Eindrücke.

ANDREAS SCHULER

Sie waren 21 Jahre in der Winterthurer Exekutive, davon 14 Jahre als Stadtpräsident. Nun geht diese Ära zu Ende. Überwiegt beim Abschied die Erleichterung oder die Wehmut?

MICHAEL KÜNZLE: Ein solcher Abschied hat immer zwei Seiten. Als Stadtpräsident durfte ich viele positive Erfahrungen machen und viele beeindruckende Menschen kennenlernen. Gleichzeitig fiel es mir zunehmend schwer, aus einer Minderheitsposition heraus gewisse Mehrheitsmeinungen nach aussen zu vertreten. Deshalb schwingt bei meinem Abschied sowohl Wehmut als auch eine gewisse Erleichterung mit.

In der Kommunalpolitik gilt es, zahlreiche Interessen gegeneinander abzuwägen. Wo war dieser Balanceakt besonders herausfordernd?

Ein wiederkehrendes Thema waren die Finanzen. Es ist nie genug Geld da, um alle Ideen umzusetzen, die man gerne umsetzen würde. Da gilt es zu priorisieren, zu verschieben und manchmal auch auf gewisse Dinge zu verzichten. Das sind schwierige Prozesse. Es war nicht immer einfach, motivierten Menschen mit guten Ideen sagen zu müssen, dass ein Projekt zwar toll ist, sich aber momentan nicht finanzieren lässt.

Während Ihrer Amtszeit haben Sie gemeinsam mit der Kantonsarchäologie und der kantonalen Denkmalpflege verschiedene Projekte realisiert. Welches Projekt ist Ihnen besonders in Erinnerung geblieben – und warum?

Da kommt mir als Erstes die Wiedereröffnung der Villa Flora in den Sinn. Das war wirklich ein herausragendes Projekt. Weitere Beispiele sind die Neugestaltung des Eingangsbereichs des Museums Reinhart am Stadtgarten, die Sanierung des Theaters oder die neue Bibliothek in Oberwinterthur. Auch andere Erlebnisse wie die Tage des Denkmals oder eine Buchvernissage, an der die neuesten archäologischen Erkenntnisse zum römischen Oberwinterthur vorgestellt wurden, habe ich in guter Erinnerung.

Was hat die Zusammenarbeit mit der Abteilung Archäologie und Denkmalpflege des Kantons Zürich aus Ihrer Sicht ausgezeichnet?

Ich habe die Zusammenarbeit als sehr positiv erlebt, insbesondere den persönlichen Austausch. Natürlich waren wir nicht immer genau derselben Meinung und ab und zu kam es auch zu Differenzen. Solche Reibungen sind jedoch manchmal nötig, um zu einem guten Ergebnis zu gelangen. Wir haben zusammen noch immer Lösungen gefunden.

War Ihr Bezug zur Archäologie und zur Denkmalpflege in erster Linie politisch, oder verbindet Sie auch ein persönliches Interesse damit?

Der Blick in die Vergangenheit und die damit zusammenhängenden Disziplinen haben mich schon immer interessiert. Ich bin überzeugt davon, dass die Beschäftigung mit der Geschichte und den eigenen Wurzeln wichtig ist – auch mit Blick in die Zukunft. Es war wohl kein Zufall, dass ich früher an der Forschungsstelle für Rechtsgeschichte an der Uni Zürich gearbeitet habe.

Abschliessend: Welchen Ratschlag würden Sie Ihrem Nachfolger im Umgang mit dem historischen und kulturellen Erbe Winterthurs mit auf den Weg geben?

Grundsätzlich sollte man nicht allzu viele Ratschläge geben. Mein Nachfolger wird es so machen, wie er es für richtig hält. Natürlich würde ich mir wünschen, dass dem historischen und kulturellen Erbe von Winterthur weiterhin Sorge getragen wird.

Vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch wurde im März 2026 geführt.





ÜBER STOCK UND STEIN

ERFORSCHUNG
UND BEWAHRUNG
HISTORISCHER
STRASSEN, WEGE
UND BRÜCKEN



Wege und Strassen sind grundlegend für das menschliche Zusammenleben. Sie ermöglichen nicht nur den Austausch von Waren, Informationen und die Mobilität der Menschen, sie sind auch Voraussetzung für überregionale Verwaltung und Herrschaft. Das Wegnetz wurde in historischer Zeit fortlaufend an wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Veränderungen angepasst. Strecken wurden verlegt, aufgegeben oder neu geschaffen. Während einige an Bedeutung verloren, wurden andere zur Grundlage der modernen Wirtschaft und der Wohlstandsgesellschaft.

BEAT HORISBERGER, SEVERIN OPPLIGER, PASCAL STÖCKLI, MANUEL WALSER

Alte Wege und Strassen sind nicht nur kulturhistorisch bedeutend, sondern prägen auch die Landschaft. Durch die intensive Bautätigkeit, aber auch durch die Land- und Forstwirtschaft, sind diese Relikte bedroht. Das Inventar der historischen Verkehrswege der Schweiz (IVS) dient dem Schutz dieser Zeugen der Verkehrsgeschichte. Das Bundesinventar, in welchem die Strassen von nationaler Bedeutung mit historischer Substanz aufgenommen sind, wurde 2010 festgesetzt.

Zur sichtbaren Substanz eines Verkehrswegs gehören der gebaute oder durch Gebrauch entstandene Strassen- und Wegkörper mit seiner Oberfläche und Begrenzungen in Form von Böschungen, Hecken, Mauern, Zäunen und Prellsteinen sowie Kunstbauten wie Brücken oder Stützmauern. Wichtige Kriterien für die Aufnahme ins Bundesinventar waren, dass ein Weg oder eine Strasse in der Erstausgabe des Topographischen Atlas der Schweiz oder in älteren Kartenwerken dokumentiert und im Gelände noch sichtbar ist.

Strassen und Wege von nationaler Bedeutung müssen für die Nachwelt erhalten und Veränderungen an der Wegsubstanz dokumentiert werden. Im Kanton Zürich obliegt diese Aufgabe der Kantonsarchäologie. Neben der Betreuung der sichtbaren historischen Verkehrswege gelingt es der Kantonsarchäologie auch immer wieder, bei Ausgrabungen nicht mehr sichtbare Verkehrswege festzustellen und damit das Wissen über die Verkehrs- und Erschliessungsgeschichte von Kulturlandschaften sukzessive zu erweitern. Bei vor- und frühgeschichtlichen Verkehrswegen ist der archäologische Befund dabei in der Regel die einzige Quelle. Bei jüngeren Verkehrswegen bildet er eine wertvolle Ergänzung zu historischen Quellen.

S. 26/27: Ein jahrhundertealter Verkehrskorridor: Ausgrabungen zeigten, dass die neue Kantonsstrasse mehreren älteren Trassees folgt. Übersichtsfoto der Grabungsfläche im Jahr 2023.

Foto: Manuel Walser AD

Die Illustration aus dem Reisebüchlein des Basler Kaufmanns Andreas Ryff (1550–1603) veranschaulicht verschiedene Formen der Fortbewegung in der Frühen Neuzeit.

Universitätsbibliothek Basel (A lambda II 44a)

UNTERWEGS IN DER BRONZEZEIT

Im Sommer 2025 legte die Kantonsarchäologie bei einer Rettungsgrabung in Otelfingen eine rund 3,6 Meter breite und über 11 Meter lange Steinstruktur frei. Sie bestand mehrheitlich aus einer Lage faustgrosser Gerölle und bildete eine stabile, ebene Oberfläche. Die Beschaffenheit der auffälligen Gerölllage veranlasste die Mitarbeitenden dazu, sie etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Denn wenn Gesteinslagen wie in diesem Fall gespaltene oder vertikal gesetzte Gerölle enthalten, sind sie mit grosser Wahrscheinlichkeit menschengemacht.

Und tatsächlich kam bei der Untersuchung zwischen den Steinen das Fragment einer bronzenen Rollenkopfnadel zum Vorschein. Der entsprechende Nadeltyp war ab der mittleren Bronzezeit (1500–1050 v. Chr.) verbreitet. Eine zweite, in der Erdschicht über den Steinen entdeckte, in die frühe Spätbronzezeit (1050–800 v. Chr.) datierende Gewandnadel deutete in dieselbe Richtung. Schliesslich lieferte ein unweit der Gerölllage entdecktes Urnengrab noch einen weiteren Hinweis darauf, dass dieser Ort während der Bronzezeit von Menschen begangen wurde. Doch wozu diente die Steinlage? Um ihre Funktion besser zu verstehen, lohnt sich ein Blick auf die topografische Situation der Fundstelle.



Die bronzezeitliche Rollenkopfnadel aus Otelfingen. Ihre Bezeichnung leitet sich von der charakteristischen Drehung des Nadelkopfes ab.

Die Steinlage verläuft von Südosten nach Nordwesten entlang des Hangfusses der Lägern, wo der Hang in die Talsohle des Furttals übergeht. In der Bronzezeit erstreckte sich hier ein grossflächiges Moor. In unmittelbarer Nähe bildet ein von der Lägern herkommender Bach einen breiten Schwemmkegel. Wasserdurchlässige Schichten unterhalb der Steinlage deuten darauf hin, dass die bewusst gesetzten Gerölle dazu dienten, einen besonders feuchten oder sumpfigen Abschnitt eines Verkehrswegs zu befestigen.

Auf längeren Abschnitten befestigte Strassen entstanden im Gebiet der heutigen Schweiz erst in der Römerzeit. Davor nutzten die Menschen unbefestigte Naturwege, die nur an besonders schlecht passierbaren Stellen, wie etwa in Feuchtgebieten oder steilen und rutschigen Passagen, abschnittsweise befestigt waren. Im Gegensatz zu den überregional nach festen Standards angelegten römischen Strassen waren diese Naturwege stark von der Qualität des Untergrunds abhängig. Es ist also nicht überraschend, dass sich der bronzezeitliche Weg von Otelfingen hangaufwärts, wo der Untergrund zunehmend kiesig und somit tragfähiger wird, im Gelände verliert und sich nicht mehr rekonstruieren lässt.

Vergleichbare Wegbefestigungen aus der Bronzezeit sind auch aus anderen Regionen der Schweiz bekannt. In Sursee-Hofstetterfeld (LU) wurde etwa ein 3 bis 6 Meter breiter und über 150 Meter erhaltener spätbronzezeitlicher Geröllweg mit möglichen Karrenspuren dokumentiert. In Cham-Oberwil (ZG) konnte eine etwa 2 Meter breite mittelbronzezeitliche Steinbefestigung auf einer Länge von über 20 Metern freigelegt werden. In beiden Fällen dienten die Befestigungen der Überwindung feuchter, sumpfiger Geländeabschnitte. Eine alternative Bauweise weist der «Moorweg» von Mettmenstetten (ZH) auf. Hier ermöglichte ein sogenannter Prügelweg die Querung des sumpfigen Geländes. Prügelwege bestehen aus aneinandergereihten Baumstämmen oder dicken Brettern, die im sumpfigen Gelände ausgelegt werden. Ein Bautyp,

der archäologisch vor allem aus Norddeutschland und England bekannt ist und meist nur kurze Nutzungszeiten aufweist. Dank der hervorragenden Erhaltungsbedingungen im feuchten Milieu können diese Holzkonstruktionen über Jahrtausende erhalten bleiben.

Für Archäologinnen und Archäologen sind solche Befunde ein Glücksfall. Anders als die römischen Strassen, die wegen ihrer Geradlinigkeit, aber auch wegen des Wissens um die Lage der grossen Siedlungen recht gut antizipierbar sind, werden prähistorische Wegabschnitte fast nur durch Zufall entdeckt. Und das, obwohl das Wegnetz in jener Zeit sehr ausgeprägt gewesen sein muss. Für das Furttal liegen bislang zwar nur punktuelle archäologische Untersuchungen vor. Doch zahlreiche Einzelbefunde, Gräber und vereinzelte Siedlungsspuren aus Otelfingen und der Umgebung belegen eine beträchtliche Besiedlung während der Bronzezeit. Wie im Schweizer Mittelland üblich, wurden grössere Siedlungen bevorzugt an den Hangfüssen und auf Bachschuttkegeln errichtet, die sowohl trockene Standorte als auch Nähe zum Wasser boten.

Die klimatisch günstige Phase des 15.–13. Jahrhunderts v. Chr. förderte eine Ausweitung der Besiedlung ins Hinterland, jenseits der zuvor dominierenden Seeufersiedlungen. Vermutlich entstanden weitläufige Streusiedlungen aus Einzelhöfen mit Nebengebäuden, ergänzt durch landwirtschaftlich genutzte Flächen. Es ist daher naheliegend, dass diese weit verstreut liegenden Orte durch ein entsprechendes Wegnetz miteinander verbunden waren. Auch Fernhandel ist für diese Zeit archäologisch gut nachweisbar. Im Gegensatz zu den Römern waren die Menschen jedoch vorwiegend zu Fuss oder mit Saumtieren unterwegs. Wagen mit lenkbarer Vorderachse sind erst für die Spätbronzezeit belegt. Eine Gemeinsamkeit war hingegen die günstig gewählte Routenführung. In Otelfingen beispielsweise verläuft die rund 1300 Jahre später angelegte römische Strasse nur wenige Meter südlich des bronzezeitlichen Weges.



Befunde zu Wegen aus der Bronzezeit sind für die Archäologie ein Glücksfall.



Fundsituation der Rollenkopfnadel im bronzezeitlichen Kiesweg in Otelfingen.

Foto: Joël Messerli AD

Sogenannte Prügelwege aus querliegenden Hölzern dienten in historischer Zeit häufig zur Befestigung von sumpfigem und schwer begehbarem Gelände. Hier ein Beispiel aus der Bronzezeit in Mettmenstetten.

Foto: Beat Zollinger AD

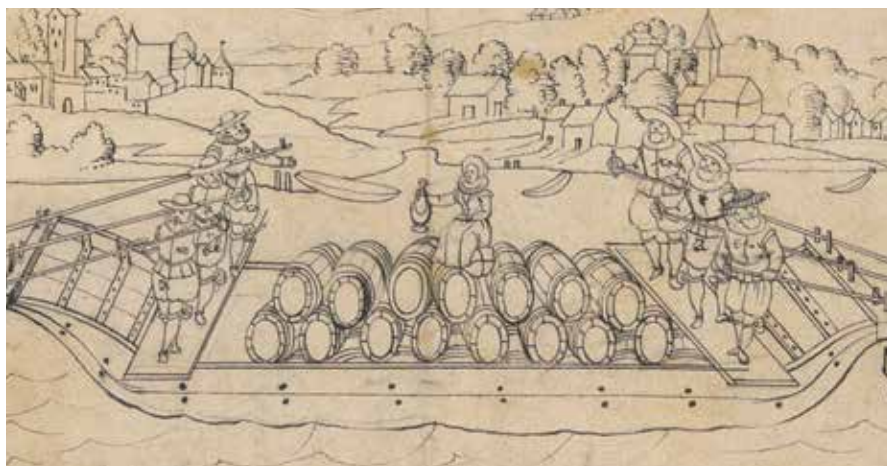
Auch die Römer nutzten diese Technik, wie das Beispiel eines römischen Prügelwegs in Otelfingen belegt.

Feldzeichnung: Beat Zollinger AD

VERKEHRSINFRASTRUKTUR IM MITTELALTER

Im Mittelalter verhinderten kleinräumige herrschaftliche Strukturen den Aufbau und Unterhalt eines überregional funktionierenden Strassensystems. Die Verkehrsinfrastruktur wurde unsystematisch mit punktuellen Massnahmen erhalten und organisiert. Sie bestand wieder wie in vorrömischer Zeit aus unbefestigten Naturstrassen, die mit minimalem Aufwand gebaut und instand gehalten wurden, wobei die römischen Strassen wo immer möglich auch weiterhin genutzt wurden. Weil keine übergeordnete Verwaltung den Strassenbau orchestrierte, war das Wegnetz häufig in einem sehr schlechten Zustand: Regen verwandelte die Naturwege schnell in unpassierbaren Morast; das Durchqueren von Furten war riskant und Fahren – falls vorhanden – wenig verlässlich; Brücken bildeten eine Ausnahme und konnten durch Naturereignisse oder Gewalteinwirkung leicht zerstört werden. Der Transport von Waren und Personen war mühsam und zeitraubend. Gerade Massentransporte fanden deshalb bevorzugt auf Wasserwegen statt, weshalb Flussläufe im Mittelalter als Reichsstrassen galten.

Zu den bedeutendsten überregionalen Wasserstrassen zählte der Rhein. Auf ihm konnten Handelswaren nach Basel, Strassburg, Köln und bis in die niederländische Handelsmetropole Dordrecht transportiert werden. Auch für die Entwicklung der Stadt Zürich, wo die über die Bündnerpässe und den See transportierten Waren umgeschlagen wurden, war der Rhein als Transportweg von zentraler Bedeutung. Flussabwärts konnte er bequem über die Limmat erreicht werden und schon 1447 erteilte Kaiser Friedrich III. Zürich das Recht, die Schifffahrt limmat- und rheinabwärts zollfrei zu betreiben. Für Waren, die vom Bodensee nach Zürich transportiert wurden, wie etwa wertvolles Salz aus Bayern und dem Tirol, war es allerdings einfacher, sie umzuladen und über den Landweg zu spedieren. Eine wichtige Route führte dabei durch das Zürcher Unterland von Eglisau am Rhein über Bülach nach Zürich.



Ein Abschnitt dieser Verbindung, die heutige Schaffhauserstrasse zwischen Bülach und Eglisau, ist im IVS als Verkehrsverbindung von nationaler Bedeutung erfasst und verfügt teilweise noch über historische Substanz. Auf derselben Wegführung verläuft heute die Kantonsstrasse 4, die wegen der hohen Auslastung seit 2024 auf vier Spuren ausgebaut wird. Aufgrund der historischen Bedeutung der Verkehrsachse untersuchte die Kantonsarchäologie die vom Ausbau betroffenen Flächen, um mögliche ältere Strassentrassees freizulegen und zu dokumentieren. Im Rahmen der Untersuchungen stiessen Mitarbeitende auf dem Abschnitt durch den Hardwald auf auffällige Stein- und Kieselschichten. Wie sich herausstellte, handelte es sich dabei um eine gut erhaltene Strasse, in der sogar noch deutliche Karrenspuren zu erkennen waren. In einer zweiten Grabungskampagne etwa 450 Meter weiter südlich stiess das Grabungsteam auf drei Trassees von unterschiedlicher Bauweise: eine lineare Ansammlung von gleichmässigen Geröllen, ein Gerölpaket mit sichtbaren Wagenspuren und eine horizontale Lage von kalkhaltigem Kies und Sand. Letztere entsprach der in der ersten Grabungskampagne festgestellten Strasse.

Im Mittelalter wurden Flüsse als Verkehrswege den Strassen vorgezogen. Städte wie Schaffhausen, Zürich oder Basel erwirtschafteten grossen Reichtum, da beim Umschlag von Gütern Zölle erhoben werden konnten. Der Schaffhauser Scheibenriss von 1666 zeigt ein mit Fässern beladenes Transportschiff, eine sogenannte «Ledi».

ZB Zürich (Scheibenrisse A II 118)



Illustration des frühneuzeitlichen Strassenbaus in der Chronik von Johann Jakob Wick, 1586. Arbeiter mit Hacken und Hauen bereiten das Gelände für die Steinsetzer vor, während mit Schubkarren, Rückentragen und Körben der Kies für das Trassee herbeigeschafft wird.

ZB Zürich (Ms. F 34, Fol. 343r)

WAS KARTEN UND ZOLLBÜCHER VERRATEN

Im Gegensatz zu den prähistorischen Naturwegen steht im Fall der im Hardwald entdeckten Strassen eine breite Grundlage an historischen Quellen und Kartenmaterial zur Interpretation und Einordnung zur Verfügung. Wegen der ausserordentlichen wirtschaftlichen Bedeutung des Transportwegs zum Rhein finden sich beispielsweise schon sehr frühe Schriftquellen. So setzt schon 1414 eine detaillierte Buchführung über den Salzumschlag des Zürcher Zolls ein, die einen Hinweis zur möglichen Datierung des Verkehrswegs gibt. Weitere Quellen bilden die Eglisauer Zollbücher, die ab dem 16. Jahrhundert von Salztransporten in die Zürcher Landschaft berichten, sowie die kartografische Überlieferung der Strassen, die im 17. Jahrhundert mit der Militärkarte der Nordostschweiz von Hans Jakob Nüscherer und der Grossen Landtafel des Zürcher Gebiets von Hans Conrad Gyger einsetzt.

Von besonderer Bedeutung sind auch jene Quellen, die Auskunft über den Zustand der Strasse oder ausgeführte Unterhaltsarbeiten geben. Ein Beispiel hierfür sind die Ratsmanuale des Zürcher Baptistalrats von 1749, in denen sich Beschwerden über den schlechten Zustand der Strasse finden. Dass diese Reklamationen Gehör fanden,

zeigt sich daran, dass die Strasse auf einem zeitgenössischen Plan teilweise dreispurig verlief. Dies ist ein Hinweis darauf, dass Unterhaltsarbeiten stattfanden und bei unzumutbaren Abschnitten neue Trassees aufgeschüttet wurden. Ausserdem zeigen zwei Pläne aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, dass für die Strasse durch den Hardwald eine Begradigung vorgesehen war. Diese wurde allerdings nicht zeitnah umgesetzt, denn auf einem Plan von 1784 verläuft die Strasse immer noch sehr kurvenreich. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts fand die Begradigung schliesslich statt. In den Karten und Plänen des 19. Jahrhunderts verläuft die Strecke in schnurgerader Linienführung durch den Wald.

Aufgrund der archäologischen Befunde kann davon ausgegangen werden, dass es sich bei den freigelegten Trassees im Hardwald um jene auf den Plänen des 18. Jahrhunderts handelt. Bei archäologischen Untersuchungen von 2022 bis 2025 konnten anhand ihrer Konstruktionsweise drei verschiedene Trassees unterschieden werden. Aus welcher Zeit sie genau stammen, kann leider nicht mehr bestimmt werden.

Die Wagenspuren im Trassee der historischen Strasse von Bülach nach Eglisau zeigen die Belastung der Strasse durch schwere Ladungen.

Foto: Sven Müller AD

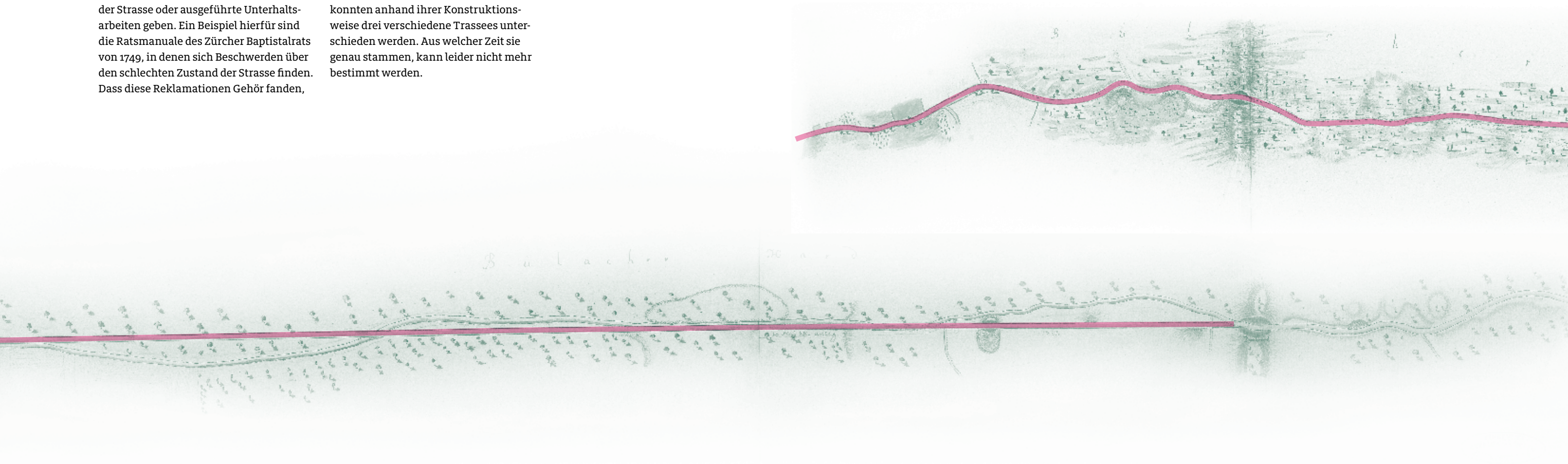
Oberer Plan: Situationsplan der Strasse von der Bülacher Hard bis zur Grenze zwischen Bülach und Glattfelden vor der Korrektur, datiert auf ca. 1780–1790. Das kurvenreiche Trassee folgt hier noch weitgehend der durch das Gelände vorgegebenen Wegführung.

StAZH (PLAN S 33)

Unterer Plan: Undatierter Übersichtsplan der Korrektur. Die neue Strasse verläuft nun in schnurgerader Linie.

StAZH (PLAN S 39)

Strassenverlauf von der Bülacher Hard bis zur Grenze zwischen Bülach und Glattfelden.



WO DIE FORSCHUNG AN GRENZEN STÖSST

Es gibt auch jene Fälle, bei denen sowohl die historischen als auch die archäologischen Methoden an ihre Grenzen stossen. So etwa im Fall einer mutmasslich historischen Steinplattenbrücke über den Fellibach in Türlen (Gemeinde Hausen a. A.). Die rund 10 Meter lange Konstruktion aus sechs über 2,5 Meter langen Steinplatten wurde im Rahmen eines Hochwasserschutzprojekts abgerissen. Die Brücke verbindet die auf der linken Seite des Fellibachs verlaufende Fellibachstrasse mit einem Stall auf dem rechten Ufer. Die Strasse folgt der Linienführung der historischen Albispasstrasse, die vom Mittelalter bis 1844 genutzt wurde und den Status eines IVS-Objekts von nationaler Bedeutung hat. Die Brücke, die eigentlich nicht Teil der Streckenführung ist, sondern von dieser abzweigt, wurde dem Objekt vermutlich rein formal und ohne weitere Prüfung hinzugefügt. Zu ihrer Entstehung und ihrem Alter liegen keinerlei Informationen vor.

Bei den auffällig grossen Platten aus verschiedenen Gesteinsarten handelte es sich offenbar um unbearbeitete Findlinge. Trotz der archäologischen Untersuchung und einer sorgfältigen Quellenrecherche lassen sich jedoch keine konkreten Aussagen dazu treffen, wann und zu welchem Zweck die Brücke gebaut wurde. Von der abenteuerlichen Hypothese, dass es sich um in vorindustrieller Zeit wiederverwendete Steine einer nahegelegenen prähistorischen Grabkammer handelt, bis zur Vermutung, der Bau sei erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgt, scheint alles möglich.

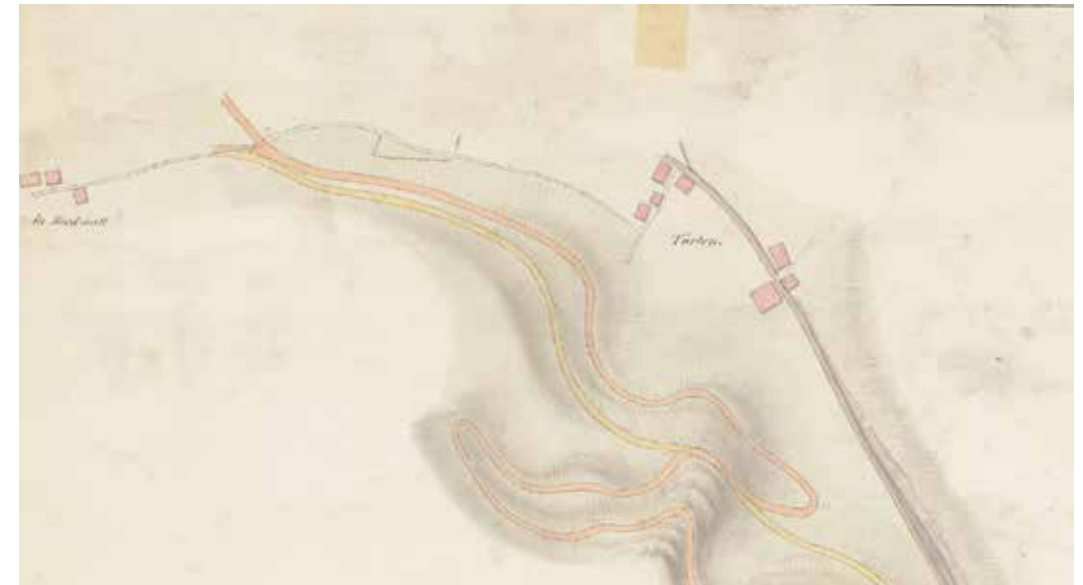
Fest steht, dass die Route über den Albispass zu den ältesten Zürcher Transitwegen Richtung Gotthard zählt. Ab 1660 nachweislich von der Post genutzt, gehörte die Strecke im 18. Jahrhundert zu den wichtigsten Strassen des Kantons. Es ist durchaus denkbar, dass die Brücke im Zusammenhang mit dieser Transitroute stand – etwa als breite Verbindung zwischen dem ehemaligen Gasthof «zum Türlensee» auf der linken Bachseite und den Stallungen gegenüber. Mit Sicherheit belegen lässt sich dies jedoch nicht. Der älteste Nachweis einer Brücke an dieser Stelle findet sich auf einem vor 1851 entstandenen Projektplan zur Erneuerung der Albispasstrasse. Ob darauf die Steinplattenbrücke dargestellt ist, lässt sich allerdings nicht feststellen. Die früheste Aufnahme, auf der die Brücke vermutlich zu erkennen ist, ist ein Luftbild aus dem Jahr 1931.

Ausschnitt aus einem undatierten Projektplan der neuen Albispasstrasse mit der frühesten Darstellung eines Übergangs über den Fellibach. Da die Passstrasse auf der Wild-Karte von ca. 1850 bereits korrigiert dargestellt ist, muss der Plan älter sein. Ob es sich bei der dargestellten Bachüberquerung um die Steinplattenbrücke handelt, ist jedoch unklar.

StAZH (PLAN S 634)

Die Steinplattenbrücke unbekannter Zeitstellung über den Fellibach besteht aus sechs auffällig grossen Steinplatten. Sie ist rund 10 Meter lang und dient heute als Hofzufahrt über den Fellibach.

Foto: Manuel Walser AD



Zu welchem Zweck die Steinplattenbrücke über den Fellibach einst gebaut wurde, bleibt ein Rätsel.





Eine häufig auf historischen Verkehrs-
wegen anzutreffende Fundgattung
sind Hufeisen.

Neue Forschungsarbeiten zu Hufeisen
eröffnen neue Möglichkeiten für die
Datierung historischer Verkehrswege.
Ausschnitt aus einer Übersichtstabel-
le der wichtigsten Hufeisentypen der
Schweiz in chronologischer Reihen-
folge.

Tabelle: Lara Wetzel AD

ARCHÄOLOGISCHE UNTERSUCHUN-
GEN ALS ERGÄNZUNG HISTORISCHER
QUELLEN

Historische Wege und Strassen, ob nun in
Quellen oder als greifbarer Befund, bilden
einen sehr ergiebigen Forschungsbereich,
der in den letzten zwanzig Jahren deut-
lich mehr Aufmerksamkeit erhielt. Mit
jeder neuen Entdeckung entstehen neue
Fragestellungen, die das Wissen über die
Verkehrs- und Mobilitätsgeschichte des
Kantons Zürich kontinuierlich erweitern.

Als besonders zielführend erweist sich
dabei das Zusammenspiel des Inventars
der historischen Verkehrswege mit den
Methoden der Archäologie. So kann die
Archäologie zeigen, dass Wegverbin-
dungen teilweise deutlich älter sind, als
aufgrund von Karten und historischen
Quellen zunächst vermutet. Ebenso er-
möglicht sie den Nachweis sogenannter
Verkehrskorridore, also über einen sehr
langen Zeitraum bestehende Routen,
wobei alte Wege bis in die Moderne weiter-
genutzt und erhalten bleiben. Dabei kann
auch nachgewiesen werden, dass ältere
Trassees nicht unbedingt unter dem näch-
stjüngeren Trassees liegen müssen, sondern
jüngere Trassees sogar häufiger neben den
älteren angelegt wurden. Auf diese Weise
gelingt es der Archäologie immer wieder,

das Alter einer Verbindung zu ergänzen
oder zu präzisieren, wobei ihr das IVS als
wertvolles Hinweisinventar dient.

Da datierende Funde oft fehlen, sind Weg-
trassees in der Regel schwer zu datieren.
Münzen beispielsweise gehen eher selten
verloren. Umso wichtiger ist es, andere
Fundgattungen heranzuziehen, die eine
zeitliche Einordnung ermöglichen. Dazu
gehören unter anderem die Fragmente
von Hufeisen, die sehr häufig verloren
gingen. Da sich ihre Form im Laufe der
Zeit verändert hat, ermöglichen sie eine
ungefähre Datierung der Wege, auf denen
sie gefunden werden. Um Informationen
über die Nutzung einer Strasse zu erhal-
ten, können auch Wagenbestandteile wie
Achsnägel oder weitere Funde wie Treiber-
stachel wichtige Hinweise liefern. Das auf
diese Weise gewonnene Wissen ermöglicht
wiederum die Entdeckung von archäologi-
schen Befunden, die in einem Zusammen-
hang mit Verkehrswegen stehen. So etwa
Gräberfelder, die in gewissen Epochen ge-
ne entlang von Strassen angelegt wurden,
Rast- und Pferdewechselstationen oder –
im günstigsten Fall – ganze Siedlungen.



RITUELLE SCHLIESSUNG EINES SODBRUNNENS IN OBERWINTERTHUR?

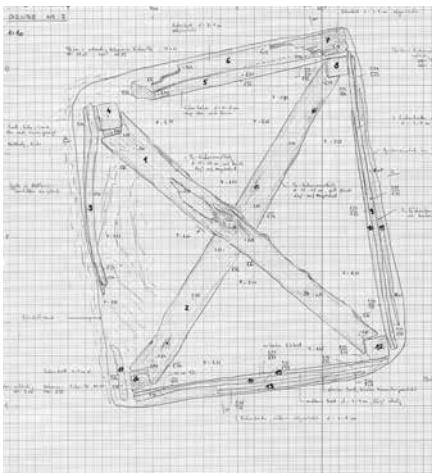
Rund zehn Jahre lang versorgte ein Sodbrunnen die Bewohnerinnen und Bewohner einer Parzelle im römischen Vicus Vitudurum mit frischem Wasser. Als er zugunsten einer Gerberei aufgegeben wurde, kam es offenbar zu einer feierlichen Zeremonie samt Festmahl und Opfergaben. Das legen jedenfalls die aussergewöhnlichen Funde nahe.

MARKUS ROTH

ERST SODBRUNNEN, DANN LATRINE

In den Jahren 1977 bis 1983 fanden im Unteren Bühl, dem sogenannten Westquartier des römischen Vicus Oberwinterthur/Vitudurum, Ausgrabungen statt. Im Hinterhofbereich eines Streifenhauses stiessen die Archäologen dabei auf eine rechteckige, 1,75 x 1,5 Meter grosse Vertiefung, die mit Eichenholz verschalt war. Die Grube konnte auf das Jahr 42 n. Chr. dendrodatiert werden. Die 2,5 Meter tiefe Anlage, die bis in die wasserführenden Schichten reicht, kann als Sodbrunnen interpretiert werden. Überschüssiges Wasser floss in einem ebenfalls mit Holz ausgekleideten Kanal nach Südwesten ab.

Zwischen 50 und 60 n. Chr. wurde in einem Gebäude wenige Meter östlich des Brunnens eine Gerberei eingerichtet. Spätestens zu diesem Zeitpunkt musste der Sodbrunnen aufgegeben werden, da der beim Gerben anfallende Sud in der Regel jegliches Grundwasser der Umgebung verunreinigt. Wie archäobotanische Untersuchungen zeigten, diente die Grube danach als Latrine oder zumindest als Deponie für Latrinen- und andere Abfälle. Spätestens um 70 n. Chr., als das umliegende Quartier einem Brand zum Opfer fiel, war sie auch als Latrine nicht mehr nutzbar.



S. 40: Gefunden in einem Sodbrunnen in Oberwinterthur: Tonstatuette des Priapus, Gott der Fruchtbarkeit, der Sexualität, der Schadensabwehr und des Wohlstands.

Grundrisszeichnung der untersten Lage des Sodbrunnens.

Zeichnung: Peter Albertin AD

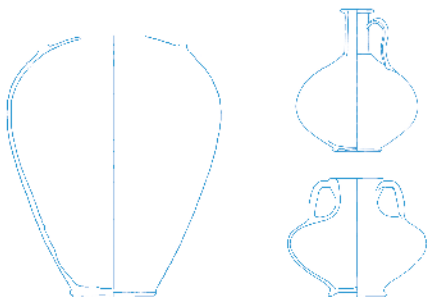
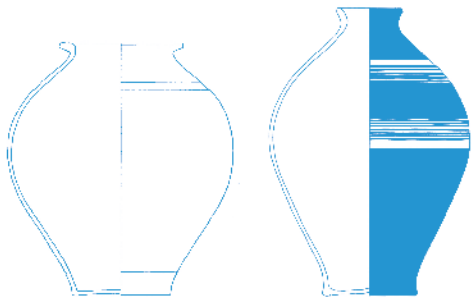
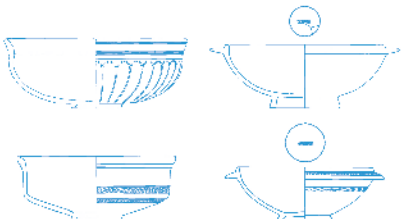
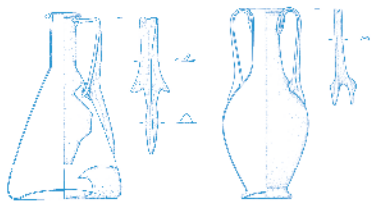
Aufsicht auf die Verfüllung des Sodbrunnens mit den gut erhaltenen Keramikgefässen.

Foto: Kantonsarchäologie Zürich





Die aussergewöhnliche Zusammensetzung des Grubeninhalts legt einen kultischen Zusammenhang nahe.



EINE GRUBE VOLLER ÜBERRASCHUNGEN

Besonders bemerkenswert ist der Inhalt der Grube, der sich deutlich von dem der übrigen Gruben im Westquartier unterscheidet. In diesen wurde vorwiegend gewöhnlicher, meist stark fragmentierter Hausratsabfall entsorgt. In dieser Grube fallen neben dem gewöhnlichen Abfall hingegen vor allem die vielen fast vollständig oder zu grossen Teilen erhaltenen Gefässe sowie eine Götterstatuette aus Terrakotta auf.

Obwohl die Gegenstände zum Teil aus unterschiedlichen organischen Schichten stammen, scheinen sie ein Ensemble zu bilden. Bei den Gefässen fällt – abgesehen von ein paar Ausnahmen – zudem eine Gliederung in Zweier- und Viererkombinationen auf. So gibt es beispielsweise vier Terra-Sigillata-Teller, zwei grosse und zwei kleine. Von den vier grossen Schüsseln haben zwei einen Kragenrand, während zwei einen geraden Rand aufweisen. Zum Ensemble gehören ausserdem vier Glasgefässe, zwei Krüge und zwei offene Gefässe. Zwei kleine Tonkrüge und zwei Kochtöpfe passen ebenfalls in dieses Muster.

Auch bei der Auswertung des Knochenmaterials zeigten sich einige Auffälligkeiten: eine bemerkenswerte Konzentration von Hühnerknochen, zahlreiche Wirbel und Rippen einer etwa vierzig Zentimeter langen Forelle sowie das Skelett eines jungen Hundes. Auffallend ist zudem der Inhalt eines grossen Kruges mit möglicherweise absichtlich abgeschlagenen Henkeln und Hals. Es handelt sich dabei um zahlreiche Fischwirbel und Kräuterreste, die vermutlich von einer Sauce stammen. Vielleicht die Reste einer Mahlzeit?

MISSGESCHICK, KULT ODER ZUFALL?

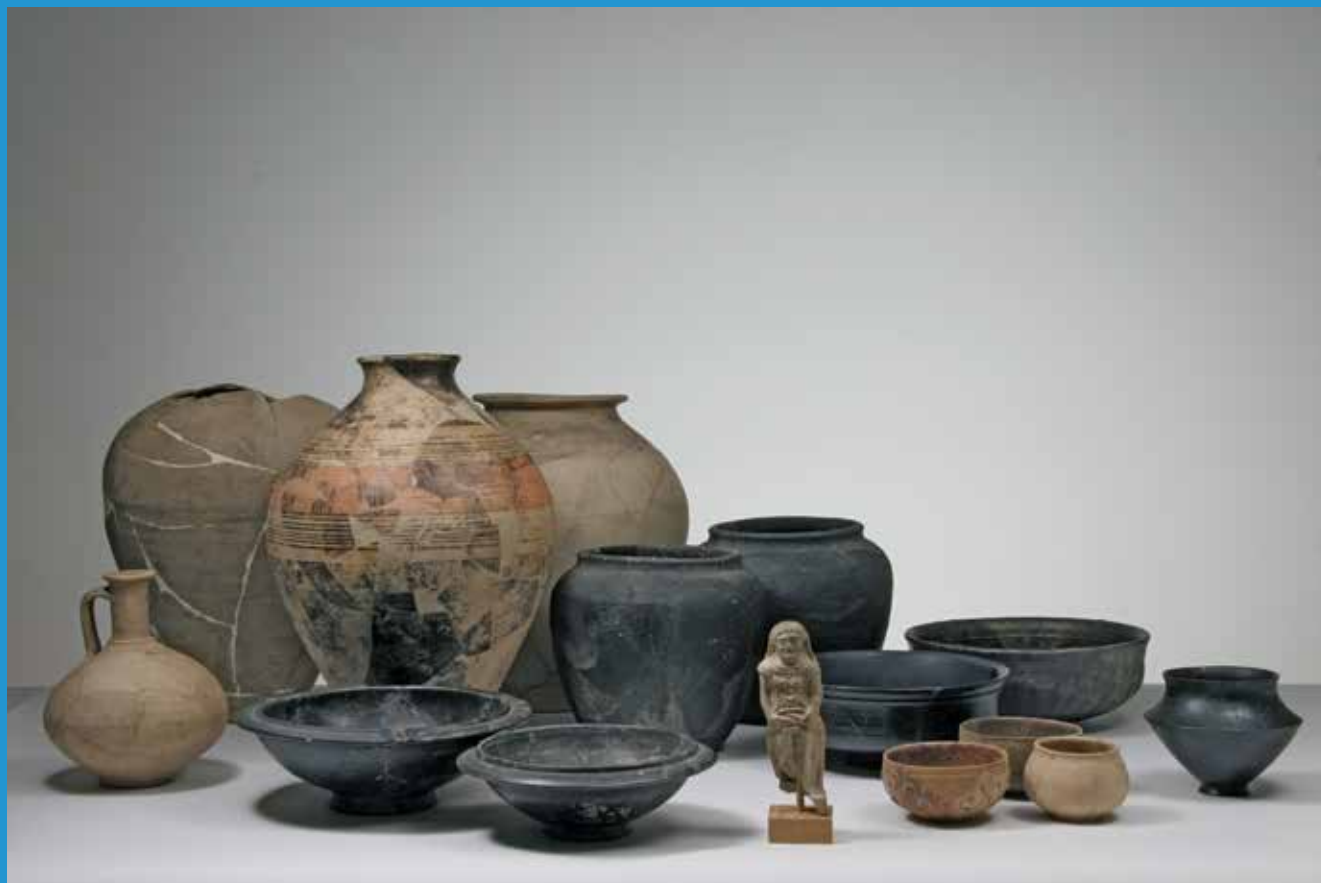
Möglicherweise gehörte das in der Grube gefundene Gefässensemble einst einem wohlhabenden Vicusbewohner, dessen Geschirrschrank unglücklicherweise auseinandergebrochen ist. Oder die Objekte stammen aus verschiedenen Haushalten und das Ensemble ist ein Produkt des Zufalls. Beides ist denkbar. Die spezielle Zusammensetzung des Fundmaterials spricht jedoch eher für eine dritte Möglichkeit: einen kultischen Zusammenhang.

Ein Hinweis darauf ist die einstige Verwendung der Grube als Sodbrunnen. Als solchem kam ihr die lebenserhaltende Funktion zu, den Menschen frisches Wasser zu spenden, das von Quellen am Hang des Lindbergs auf einer Mergelschicht ins Tal floss. Zudem werden tiefe Schächte oft mit sogenannten chthonischen Glaubensvorstellungen assoziiert, in deren Kontext sie als symbolische Zugänge zur Unterwelt gegolten haben könnten. Betrachtet man den lediglich 2,5 Meter tiefen Sodbrunnen von Oberwinterthur, ist ein solcher Zusammenhang allerdings trotz des darin gefundenen jungen Hundes – deponierte Hunde werden oft mit der Unterwelt in Verbindung gebracht – wenig wahrscheinlich.

Gegen einen Bezug zur Unterwelt spricht auch die Beigabe der Götterstatuette des Priapus oder Hermaphroditus. Aufgrund der zwar mehrheitlich männlichen Züge, aber auch andeutungsweise weiblichen Brüste, lässt sich die Statuette nicht eindeutig zuordnen. Fest steht jedoch: Keine der beiden Gottheiten steht in einer direkten Verbindung mit der Unterwelt.

Zusammenstellung der fast vollständig erhaltenen Glas- und Keramikgefässe, angeordnet in Zweier- und Viererkombinationen. Oben das sogenannte Marmorglas (links) sowie ein Glas mit Emailleauflagen in Form von Fischen (rechts).

Tafel: Marcus Moser AD



S. 44: Ausschnitt aus dem Keramikensemble aus dem Sodbrunnen in Oberwinterthur mit der Priapusstatuette im Vordergrund. Besonders auffallend ist die gute Erhaltung der Objekte.

EIN OPFERFEST FÜR PRIAPUS?

Priapus war der Gott der Fruchtbarkeit und der Sexualität sowie des Wohlstands und der Schadenabwehr. Er galt als Beschützer von Vieh, Gärten, Feldern sowie dem Weinbau und somit in erster Linie als Förderer der animalischen und vegetabilen Fruchtbarkeit. In der Regel wurden ihm kleine Gaben geopfert, wie zum Beispiel die ersten Erträge von Feld und Garten, aber auch Kuchen und Wein. Dazu kamen Fische und andere kleine Tiere.

Sind die Essensreste und das Gefässensemble, das jeden kulinarischen Bereich abzudecken vermag, ein Hinweis auf ein Festgelage anlässlich der Aufgabe des Sodbrunnens als Frischwasserquelle? Eine Art zeremonielle Schliessung, bei der die Gefässe in Zweier- und Viererkombinationen in der Grube deponiert wurden? Es ist gut möglich, dass die Bewohner Priapus mit einer solchen Zeremonie dafür danken wollten, dass er während rund zehn Jahren seine schützende Hand über den Brunnen gehalten hatte. Ein Anlass, bei dem der Gottheit Speis und Trank geopfert wurden, allenfalls sogar ein junger Hund.

Bleibt zu klären, wie es zur Vermischung des niedergelegten Materials mit den Latrinen- und Abfallschichten kam. Möglicherweise wurde der Sodbrunnen nach seiner Schliessung als Latrine benutzt. Es ist aber auch möglich, dass zusammen mit den «Kultgegenständen» auch Latrinen- und Hausratsabfall in die Grube eingefüllt wurden. Mit der zeremoniellen Schliessung eines Sodbrunnens wird die klare Absicht geäussert, diesen funktionsuntüchtig zu machen. Was liegt also näher, als bei dieser Gelegenheit Fäkalien in die Grube zu geben, die das Wasser endgültig unbrauchbar machen?





LOKALTERMIN I

Römische Mauern mit Alpenblick

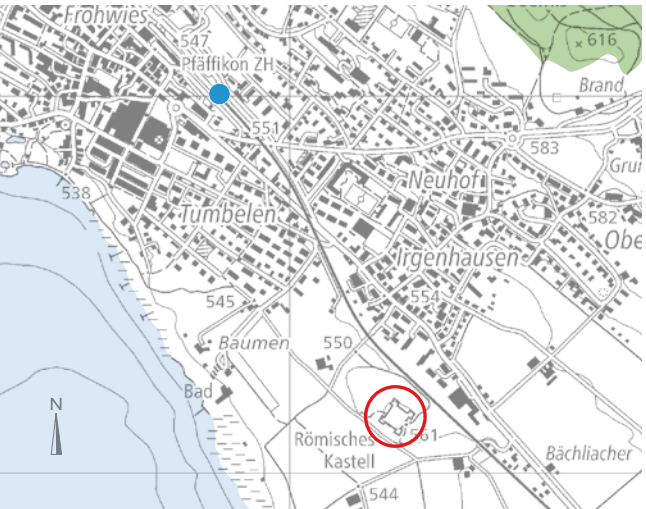
Beinahe wurde die Ruine des Kastells Irgenhausen zu Baumaterial. Glücklicherweise kam es anders.

ANDREAS SCHULER

Das Kastell Irgenhausen liegt auf einem kleinen Moränenhügel unweit von Pfäffikon. Bei klarer Sicht reicht der Blick über die gesamte Voralpenkette bis hin zu den dahinterliegenden Hochalpen. Es ist ein beeindruckender Ort mit einer bewegten Geschichte.

Die Erforschung des römischen Kastells begann im 19. Jahrhundert, als der Hügel noch mit Reben bepflanzt war. Im Jahr 1838 fertigte Ferdinand Keller, der Gründer der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, einen ersten Plan der Anlage an. Zu diesem Zeitpunkt waren auch bereits die ersten römischen Münzfunde aus dem Kastell bekannt, und das Interesse der Forschungsgemeinschaft war geweckt. Es folgten verschiedene private Ausgrabungen, deren Ergebnisse in Fachkreisen angeregt diskutiert wurden.

Ebenfalls für Diskussionen sorgte die Tatsache, dass die Ruine zunehmend als Steinbruch für nahegelegene Bauten genutzt wurde. Im Jahr 1897 drohte den historischen Gemäuern aufgrund eines geplanten Fabrikbaus gar die endgültige Plünderung. Damit wäre die Erforschung des römischen Wehrbaus zu Ende gewesen.



Kastell Irgenhausen Bahnhof Pfäffikon ZH



Dies wollte die Antiquarische Gesellschaft um jeden Preis verhindern. Tatsächlich hat es sie schliesslich 3000 Franken gekostet: Für diese Summe erwarb sie rund 4800 Quadratmeter Land samt Kastell. Der entsprechende Kaufvertrag wurde am 19. Februar 1898 «nach langwierigen, zum Teil recht mühsamen Unterhandlungen mit den Grundbesitzern» in der Notariatskanzlei Pfäffikon unterschrieben. Es folgte eine Zeit intensiver Ausgrabungs- und Sanierungsarbeiten, die bis ins Jahr 1907 andauerten.

Heute wissen wir unter anderem, dass das Kastell wahrscheinlich im Rahmen eines Festungsbauprogramms unter Kaiser Valentinian I. in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts errichtet wurde und dem Schutz einer wichtigen Verkehrsroute diente, die von den Bündner Pässen über das heutige Kempraten nach Oberwinterthur und weiter bis an den Rhein führte. Ausgrabungen haben zudem gezeigt, dass für den Bau der Anlage Steine eines aufgegebenen Gutshofs verwendet wurden.

Ohne den beherzten Einsatz der Antiquarischen Gesellschaft für den Erhalt des Kastells wären viele Erkenntnisse über den spätromischen Wehrbau im Dunkeln geblieben. Und der Kanton Zürich wäre um ein lohnendes Ausflugsziel ärmer.

ANREISE: Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln via Pfäffikon ZH.

LOKALTERMIN II

Wo das Wasserrad noch dreht

Die Aumüli in Stallikon ist ein Ort, an dem altes Handwerk lebendig gehalten wird. Idyllisch gelegen, diente der historische Mühlenkomplex bereits mehrmals als Filmkulisse.

HANSJÖRG GILGEN

Zwischen Stallikon und Aeugstertal, eingebettet in eine intakte Landschaft, liegt die malerische Baugruppe des Weilers Aumühle. Das bauliche Kernstück besteht aus einer Mühle mit Wohnhaus und Sägerei, einer Scheune sowie einer ehemaligen Trotte mit Waschhaus und Schmitte. Vor der Südfassade des ehemaligen Mühlegebäudes befinden sich ein Brunnen und ein eingezäunter Nutz- und Ziergarten. Die Zwischenbereiche bestehen aus Gärten, Wiesen, kleinen Plätzen und Verbindungswegen. Das ehemalige Mühlegebäude, die Trotte und die Scheune bilden den Hofraum.

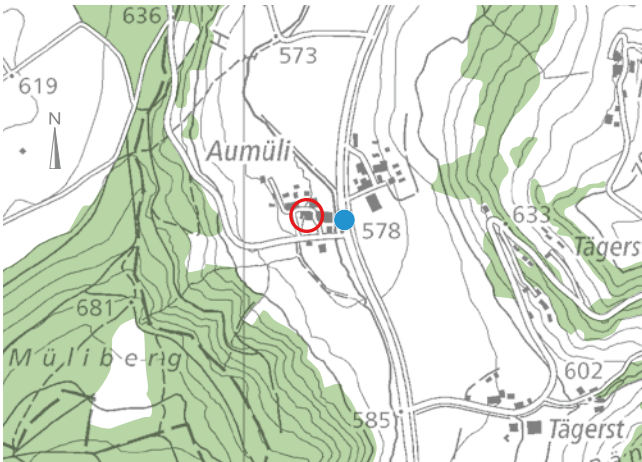
Der Mühlenkomplex, dessen Besitzergeschichte bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgt werden kann, verkörpert ein Stück wechselvoller Wirtschafts- und Sozialgeschichte, wie sie beispielhaft für viele ländliche Regionen ist. Der Müllereibetrieb endete 1892 mit der Abtragung des Mühlengetriebes. Das Wasserrad, das zuletzt bis um 1960 die Säge betrieben hatte, war das einzige noch bestehende des ganzen Reppischtals. Zusammen mit dem wiederhergestellten Mühlengetriebe und den Transmissionen veranschaulicht es die Kraftübertragung eindrucklich.

Im Jahr 1998 erwarb die Stiftung Aumüli Stallikon den 1993 unter Denkmalschutz gestellten Mühlenkomplex und begann in Zusammenarbeit mit der kantonalen Denkmalpflege und mit finanzieller Unterstützung der Schweizerischen Eidgenossenschaft sowie des kantonalen Denkmalpflegefonds, das Ensemble samt Wasseranlagen sukzessive instand zu setzen. Heute wird in der Mühle wieder Mehl gemahlen und mit der Gattersäge regelmässig Mondholz geschnitten. Die Stiftung Aumüli Stallikon bietet im Mühlenkomplex auf Anmeldung Führungen an; zudem kann in der Aumüli gemahlenes Bio-Mehl online bestellt werden.

Vielen ist die Aumüli aus dem Migros-Werbespot «Merci, Adele und Dutti» bekannt. Auch der britische Regisseur Peter Greenaway nutzte den Mühlenkomplex als Filmkulisse. Hier drehte er eine Sequenz seines Films «Walking to Paris», der von der Reise des Künstlers Constantin Brâncusi von Bukarest nach Paris handelt.

ANREISE: Buslinien 227, 235 und 236 via Haltestelle «Aumüli».

INFORMATIONEN: www.aumueli.ch



○ Historische Mühle «Aumüli» ● Bushaltestelle «Aumüli»



LESESTOFF

Dölf Wild, Roger Widmer (Hrsg.)
**Bergbau im Kanton Zürich.
Eine Geschichte von
Hoffnung auf Wohlstand
und Unabhängigkeit.**
Chronos Verlag, Zürich 2026.

JONAS STROBEL

Das Buch «Bergbau im Kanton Zürich – Eine Geschichte von Hoffnung auf Wohlstand und Unabhängigkeit» bietet einen faszinierenden Einblick in einen wenig bekannten Teil der Zürcher Geschichte. Es erzählt, wie Menschen nach Rohstoffen wie Kohle und Eisen suchten, Bergwerke eröffneten und auf wirtschaftlichen Aufschwung hofften. Dabei wird deutlich, welche Hindernisse sie überwinden mussten und warum viele Projekte wieder eingestellt wurden. Die Autoren verbinden historische Fakten geschickt mit anschaulichen Beispielen, sodass die damalige Zeit lebendig vor Augen tritt. Eine sehr lesenswerte und aufschlussreiche Lektüre für alle, die sich für Zürcher Geschichte interessieren.



Daniel Wehrli
**Hans-Peter Bärtschi. Rebell
und Bewahrer. Biografie.**
Hier und Jetzt, Zürich 2025.

BENJAMIN THOMMEN

Industriegeschichte und Bärtschi – seit 1979 ist die eine ohne den anderen nicht denkbar. Daniel Wehrli ermöglicht mit seiner Biografie den Zugang zu einem Wirken, das inzwischen historisch geworden ist. Das Buch benennt Hans-Peter Bärtschis Lebensstationen, die Institutionen, die er ins Leben rief, die Publikationen und Ausstellungen. Es erschliesst das gesamte Material aber auch aus der Person Bärtschi heraus: aus seiner Hochachtung vor der industriellen Arbeit, aus den Enttäuschungen im Politischen, aus einem Führungsdrang, der sich in wissenschaftlicher Aufarbeitung und denkmalpflegerischem Engagement manifestierte. Die Biografie zeigt, dass Denkmalpflege kein abstrakter Mechanismus ist, sondern von Personen, Gruppen und Gesellschaften getragen werden muss. Und dass sie mit Vergnügen zu lesen ist.



Regula Iseli, Philippe Koch, Simon Mühlebach
**Zürich lebenswert umbauen. Konflikte, Macht und Wandel
in der Ära Ursula Koch (1986–1998).**
Edition Hochparterre, Zürich 2025.

PIETRO WALLNÖFER

«Zürich lebenswert umbauen: Konflikte, Macht und Wandel in der Ära Ursula Koch» beleuchtet die prägende Epoche der Zürcher Stadtentwicklung von 1986 bis 1998. Das Werk dokumentiert den radikalen Paradigmenwechsel unter Bauvorsteherin Ursula Koch – weg vom Wachstum, hin zu mehr Lebensqualität. Ihr Diktum «Die Stadt ist gebaut» steht dabei für den Fokus auf innere Verdichtung. Die Autoren beleuchten politische Machtkämpfe zwischen Profit und Gemeinwohl sowie technokratischer Planung und Partizipation. Ein Highlight: Nach Jahrzehnten des Schweigens äussert sich Koch erstmals in einem Interview. Ergänzt durch zahlreiche Illustrationen zeichnet das Buch die Transformation zur «Wohnstadt» nach. Es liefert wertvolle Impulse für die aktuelle Debatte um urbane Gerechtigkeit und Stadtgestaltung.



Cathy Schucany
Die Helvetier in römischer Zeit.
Hier und Jetzt, Zürich 2024.

VERENA JAUCH

Als fundierte Kennerin der römischen Schweiz bietet die Archäologin Cathy Schucany einen umfassenden Überblick über die Helvetier. Der keltische Stamm lebte vom mittleren 1. Jahrhundert v. Chr. bis zum Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. im heutigen Schweizer Mittelland, eingebunden in das Römische Reich. Die Autorin spannt einen Bogen vom Klima über Lebensräume, Gesellschaft, Wirtschaft, Verkehr, Handel und Kultur bis hin zur Welt der Toten und der Götter. Zahlreiche historische Quellen und insbesondere archäologische Highlights vervollständigen das Gesamtbild. Gelegentlich wären grössere Abbildungen wünschenswert, insgesamt ist der Autorin jedoch eine interessante und vielfältige Zusammenstellung gelungen, die sich an interessierte Laien und Fachleute richtet.

MEHR ERFAHREN?
GÖNNER WERDEN:
WWW.STARCH-ZH.CH



JEZT UND EINST



STARCH

Stiftung für Archäologie und
Kulturgeschichte im Kanton Zürich
Edenstrasse 20
Postfach | 8027 Zürich

Telefon 044 285 10 67
info@starch-zh.ch
www.starch-zh.ch



**Kanton Zürich
Baudirektion
Archäologie und Denkmalpflege**

Amt für Raumentwicklung
Archäologie und Denkmalpflege
Stettbachstrasse 7
8600 Dübendorf

Telefon 043 259 69 00
www.zh.ch/kulturerbe
Instagram: @adzuerich
Blog: ad.zh.ch